

DIE WELTWOCHEN



Schweizer Wunder der Integration

Erfolg, Geheimnis, Gefahren.

Von Thomas Kessler

Des Königs Genfer Millionen

Wie Juan Carlos die Schweiz in die Bredouille bringt. *Von Christoph Mörgele*

Lukaschenko im Herbst

Aufstieg und Fall des belarussischen Diktators.

Von Jeronim Perovic

12 Seiten Literatur und Kunst
Alexander Kluge, Léon Bloy,
Elle Goulding, Zep,
Christopher Nolan



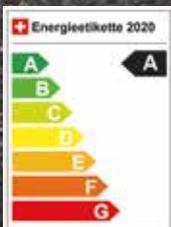
Hybrid in jeder Hinsicht.



Der neue **SEAT Leon** **Sportstourer**

Attraktive Flottenkonditionen^{**}, bereits ab dem ersten Firmenfahrzeug, erhalten Sie bei Ihrem offiziellen SEAT Partner.

- Motorenvielfalt (Benzin, Diesel, Mildhybrid, Plug-in-Hybrid)
- 1.4 Plug-in-eHybrid 150 kW/205 PS mit rein elektrischer Reichweite von 60 km* (kombinierte Reichweite Benzin/Elektro: 800 km*)
- Kofferraumvolumen 620-1'600 Liter
- Navigationssystem mit Online-Verkehrsinformationen
- Prädiktive automatische Distanzregelung ACC
- LED-Scheinwerfer



Keller-Sutter, Reiterin der Apokalypse

Die Kampagne des Bundesrats gegen die Begrenzungsinitiative hat einen Grad an Unaufrichtigkeit und Falschheit angenommen, der das übliche Mass an offiziellen Unwahrheiten in Abstimmungskämpfen übersteigt. Egal, wie man sich zu dem Anliegen stellt, das die Personenfreizügigkeit neu verhandeln und die Zuwanderung beschränken will, ist doch das Ausmass des Schreckens erstaunlich, das eine Annahme des Volksbegehrens angeblich verursachen soll.

Es fängt schon damit an, dass die zuständige Bundesrätin jede Hemmung ihres Amtes ablegt, um sich höchstpersönlich als apokalyptische Reiterin ins Getümmel zu werfen. Selten hat man eine derart intensive Propagandatätigkeit eines Regierungsmitglieds gesehen bei einer Vorlage, gegen die ausser einer Partei alle gesellschaftlich relevanten Kräfte inklusive Medien geschlossen eintreten. Sollte die Abstimmung trotzdem verlorengehen, müsste Karin Keller-Sutter, wenn sie es denn ernst meint, umgehend zurücktreten.

Aufdringliche Meinungsbevormundung

Möglicherweise ist die unselige und von den Behörden inzwischen zur Machtausdehnung hochgespielte Corona-Pandemie ein Grund dafür, warum sich die Landesregierung anmass, den Stimmberechtigten auf diese Weise den Kurs vorzugeben. Wir erleben in der Schweiz derzeit einen historisch wohl einzigartigen Ausbau staatlicher Tätigkeiten in intimste Lebensbereiche. Die aufdringliche Meinungsbevormundung durch den Bundesrat vor einer Abstimmung ist ein Symptom dieser Tendenz, erreicht aber dennoch eine neue irritierende Qualität, sofern man diesen Begriff hier verwenden will.

Im Zentrum der Antikampagne steht die Behauptung, eine Annahme der Initiative würde zu einer Kündigung der Bilateralen I und damit zu einem Wegbrechen des Schweizer Wohlstands führen. Warum das so sein soll, können die Gegner der Begrenzung bis heute nicht begründen. Die Bilateralen I sind seinerzeit von der Schweiz und der EU im gegenseitigen Interesse verhandelt worden. Dass die Schweiz von den Abkommen stärker profitiert als die EU, ist un-

wahrscheinlich. Chefunterhändler des Bundes war Jakob Kellenberger, erklärter Freund eines Schweizer EU-Beitritts. Er kam Brüssel mehrfach entgegen bei der Personenfreizügigkeit, beim Landverkehr und bei der Guillotine-Klausel, die der Diplomat nie hätte akzeptieren dürfen.

Das Argument der Wirtschaftsverbände, ein mögliches Wegfallen der Bilateralen I sei tödlich für den Schweizer EU-«Marktzugang», ist eine wissentliche Falschaussage. Allen Beteiligten ist klar, dass der Zugang der Schweizer Exporteure zum EU-Markt zu weit über 90 Prozent durch das Freihandelsabkommen EU-Schweiz von 1972 gesichert ist. Sollte die EU diskriminierende Massnahmen gegen die Schwei-

Sollte die Abstimmung trotzdem verlorengehen, müsste sie, wenn sie es ernst meint, sofort zurücktreten.

zer Wirtschaft verhängen, könnte der Bundesrat vor der Welthandelsorganisation (WTO) gegen Brüssel klagen.

Ungeachtet dessen verbreitet Justizministerin Keller-Sutter fast unwidersprochen den Irrtum, bei der kommenden Abstimmung gehe es um die Frage «Wollt ihr Wohlstand oder nicht?». Dabei besagen sogar die 2015 im Auftrag des Bundes erstellten Studien, dass es in der Zeit der Personenfreizügigkeit pro Kopf nur ein geringfügiges Einkommenswachstum gegeben hat. Das ganze Wirtschaftswachstum ergab sich vor allem aus der Bevölkerungszunahme – auf Kosten der Produktivität.

Um die Bedeutung der Bilateralen I ins Unermessliche zu übertreiben, schrecken die Befürworter der Freizügigkeit auch vor offensichtlicher Geschichtsklitterung nicht zurück. Immer wieder behaupten Gewerbe- und Arbeitgeberverband, dass die sieben Verträge der Bilateralen I die Schweiz nach dem Nichtbeitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum in den neunziger Jahren aus einer tiefen Rezession befreit hätten. Tatsache ist: Die Schweiz steckte zu Beginn der neunziger Jahre aufgrund einer Immobilienkrise in der Rezession, und die Nationalbank

betrieb nach den vorangegangenen inflationären Jahren eine restriktive Geldpolitik. Bereits 1996 zog die Konjunktur wieder an. 2001 erlebte die Schweiz nach einem Börsenboom das Platzen der Dotcom-Blase. Die Bilateralen I traten 2002 in Kraft, die Personenfreizügigkeit erst 2007.

Bilaterale I objektiv überschätzt

Wir wollen die Bedeutung der sieben Bilateralen I unter über 200 bilateralen Verträgen zwischen der Schweiz und der EU nicht für null erklären. Aber sie sind bei weitem nicht so wichtig, wie ihre Bejubler erzählen. Der Schweizer Export ausserhalb der EU wächst schneller als der Export in die EU, und zwar ohne die «Binnenmarktzugänge» der Bilateralen I, sondern abgestützt auf zahlreiche Gesetze und Freihandelsverträge. Viel entscheidender für den Exporterfolg freilich sind die vielen hervorragenden und begehrten Schweizer Produkte. Nicht zufällig ist das Börsensegment «Swiss Small and Mid Caps» der weltweit am besten performende Aktienbereich der letzten vierzig Jahre. Auch diese erstaunliche Leistung kam über weiteste Strecken ohne die überschätzten Bilateralen I zustande.

Allerdings profitieren Unternehmen und Gewerkschaften inzwischen massiv von der Personenfreizügigkeit, die in der Schweiz bei ihrer von der EU geforderten Einführung niemand wollte. Die Firmen verfügen über ein Reservoir an billigen Arbeitskräften aus der EU, um die Löhne tief zu halten. Die Gewerkschaften kassieren Millionen dank den flankierenden Massnahmen, die sie aufgrund der Personenfreizügigkeit zum Schaden eines liberalen Arbeitsmarkts einführen konnten. Anstatt diese Interessen offenzulegen, erzählt man den Leuten lieber das Märchen der Bilateralen I als lebenserhaltender Schweizer Wohlstandsabelschnur.

Die EU selber relativiert die volkswirtschaftliche Bedeutung der Bilateralen I für die Schweiz. Der abtretende EU-Botschafter Michael Mathiesen bezeichnet die Schweizer Kohäsionszahlungen als «Eintrittsbillet» in den EU-Binnenmarkt. Wenn die «Kohäsionsmilliarde» laut Brüssel den Eintritt sichert, braucht es die Bilateralen I nicht mehr. R. K.

Thomas Kessler, Juan Carlos I., Rapper Besko, Rudolf Jaun, Rudolf Strahm über Helmut Hubacher

Die Schweiz hat einen vergleichsweise hohen Ausländeranteil, ohne dass es zu Ghettoisierung und Parallelgesellschaften kommt. Im Gegenteil: Ausländern gelingt der soziale Aufstieg hierzulande schneller als anderswo. Was ist das Geheimnis dieses Erfolgs? Thomas Kessler, ehemaliger Grünen-Politiker, inzwischen FDP-Mitglied, war zehn Jahre lang Integrationsdelegierter des Kantons Basel-Stadt und ist bis heute weit über Basel hinaus eine prägende Stimme in den Diskussionen um Zuwanderung und Eingliederung. In der Titelgeschichte dieser Ausgabe analysiert er das Integrationswunder Schweiz. *Seite 14*

Der Skandal um den nach Abu Dhabi geflüchteten spanischen Ex-König Juan Carlos zieht Kreise auch in die Schweiz. Christoph Mörgeli geht Genfer Quellen nach, die den rätselhaften Geldfluss des saudischen Königs von 100 Millionen Dollar im Jahr 2008 neu begründen. Für die Genfer Privatbanken Mirabaud und Gonet, bei denen Juan Carlos und seine mutmassliche Ex-Geliebte Corinna Larsen Konten auf den Bahamas unterhielten, könnte es unangenehm werden. Aber auch die Finma hätte merken müssen, dass es sich bei einem König um eine «politisch exponierte Person» (PEP) handelt. *Seite 20*

Die Ausschaffung des Kosovaren Besijan Kacorraj, besser bekannt als Rapper Besko, sorgte 2016 für eine heftige Kontroverse. Selbst SVP-Hardliner Lukas Reimann (SG) wollte Gnade vor



Prägende Stimme:
Mister Integration Kessler.

Recht ergehen lassen. Denn der Rap-Musiker galt als Musterbeispiel des reumütigen Kriminellen, den man mit viel Aufwand resozialisiert hatte. Letzte Woche stand der vermeintlich Geläuterte wegen eines bewaffneten Raubüberfalls erneut vor Gericht. Redaktor Alex Baur zeichnet den Werdegang von Besko nach in einem Biotop, in dem ein Knastaufenthalt ungemein karrierefördernd sein kann. *Seite 30*

Am 27. September wird wieder einmal über den Kauf neuer Kampfflugzeuge abgestimmt. Der Militärgeschichtler Rudolf Jaun erzählt die faszinierende, bewundernswerte, aber auch skandalgeschüttelte Geschichte der Schweizer Luftwaffe, die 1914 mit acht Privatflugzeugen auf der Berner Allmend begann. Im 20. Jahrhundert schaffte es das Land, einen je nach politischer Hochwasserlage bestimmten Bestand an Kampfflugzeugen zu kaufen, zu fliegen und zu erneuern. Im Zweiten Weltkrieg forderte sogar die SP 1000 Kampfflugzeuge, im Kalten Krieg der fünfziger Jahre waren es eindrucksvolle 588 Maschinen – und heute gerade noch 30. *Seite 38*

Helmut Hubacher war schon zu Lebzeiten eine historische Persönlichkeit. Über ein halbes Jahrhundert stand er in der nationalen Öffentlichkeit. 1963 gelang ihm als junger Gewerkschafter und Journalist der Sprung in den Nationalrat; erst 1997 legte er das Amt nieder. Danach äusserte er sich als Autor in Büchern und Zeitungen zu Fragen der Zeit. Seine letzte Kolumne in der *Basler Zeitung* schloss er, der als SP-Präsident im Kalten Krieg als «Landesverräter» und «Nestbeschmutzer» beschimpft worden war, mit den Worten: «Diese Schweiz ist alles in allem ein fantastisches Land.» Ähnlich vernehmlich zeigte er sich im Privaten, wie sein Weggefährte und Parteifreund Rudolf Strahm im Nachruf schreibt. Als er noch Ende Juni mit ihm sprach, sagte Hubacher: «Ich bin gefasst, Ruedi, es ist jetzt Zeit.» *Seite 41*

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

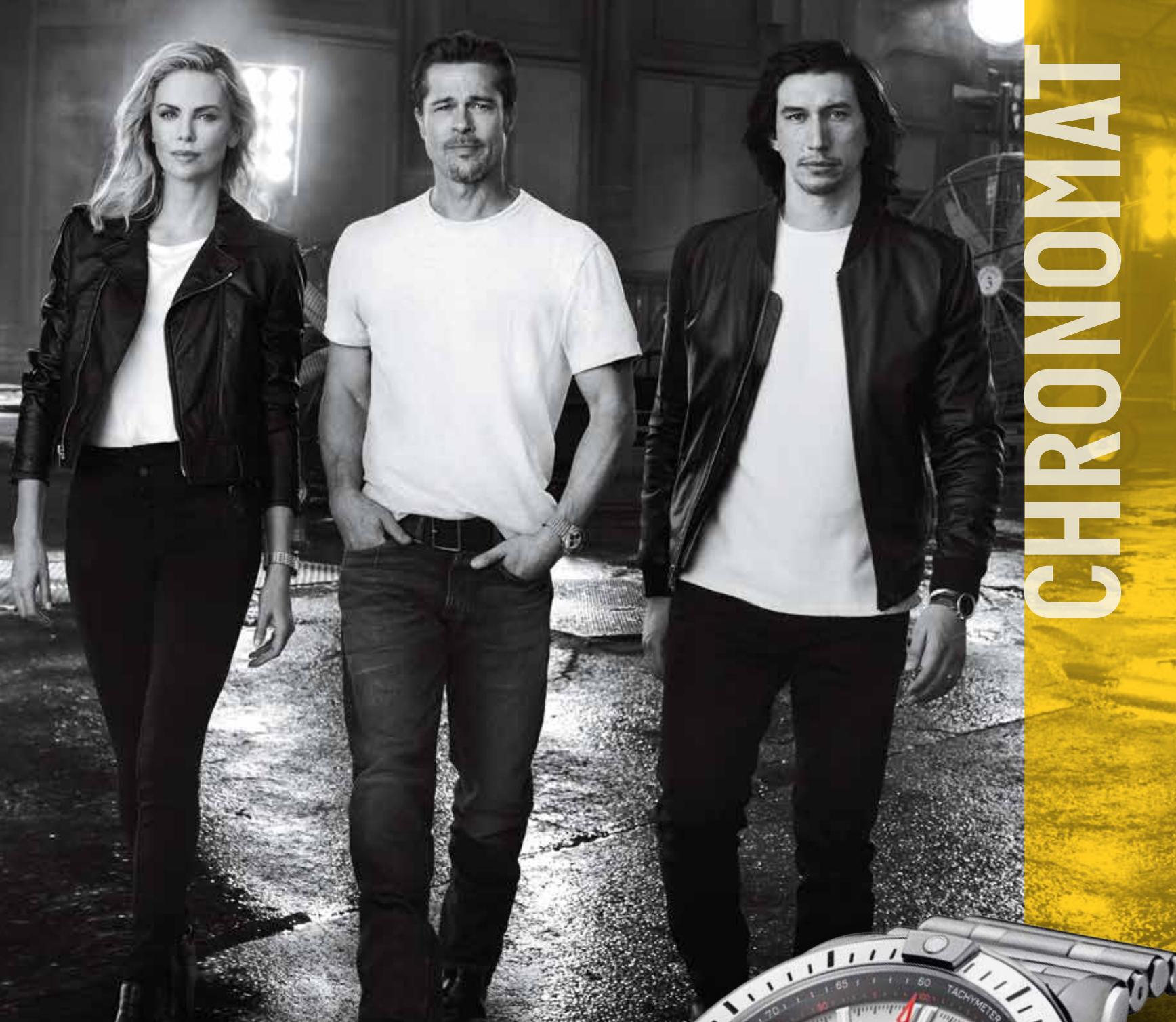
Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



CHRONOMAT



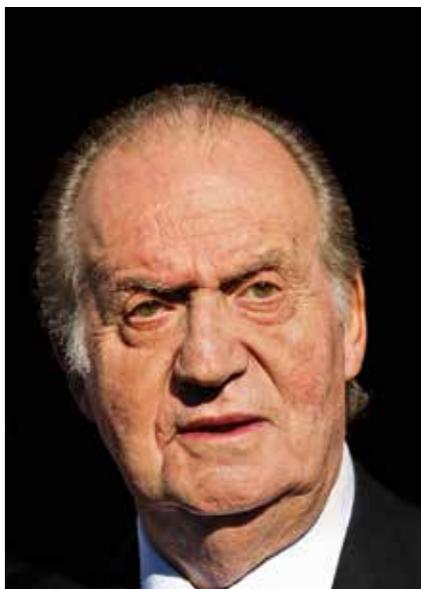
BREITLING
1884

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH





Integrationswunder Schweiz: Seite 14



Juan Carlos' Millionen: Seite 20



Lukaschenkos Fall: Seite 34

DIESE WOCHE

- 3 Leitartikel
Keller-Sutter, Reiterin der Apokalypse
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Verschlussene Türen
- 9 Im Auge Lionel Messi
- 10 Tagebuch Michèle Binswanger
- 11 Bern Bundeshaus
Flugshow der Illusionen
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Schweizer Wunder der Integration
Erfolgsfaktoren und Gefahren
- 16 Personenkontrolle
- 18 Was Joe Biden Delaware verdankt
Der Kandidat der Linken im Zwielficht
- 19 Peter Bodenmann
Geld im Handtäschli
- 20 Königliche Genfer Millionen
Juan Carlos' rätselhafte Zahlung
- 21 Mörgeli Absurditäten statt Argumente
- 22 Bigler im Kampfmodus
Machtfaktor der Schweizer Politik
- 23 War's das mit der AfD?
Deutschlands Alternative im Formtief
- 24 Frankreich Macrons Versuch,
die Tore zu schliessen
- 25 Katharina Fontana
In der Solidaritätsfalle
- 26 Ist Amerikas Zukunft vergangen?
Noch gibt es Hoffnung
- 28 Der Planet Mode trägt Trauer
Wofür sich noch schön machen?

- 29 Herodot
- 30 Sehnsucht nach Getto
Identitätskrise der Schweizer Rapper
- 27 Inside Washington Rosenkrieg
- 32 Bayern München
Mannschaft mit Flügeln
- 33 Kurt W. Zimmermann
Ein reines Kinderspiel
- 34 Alexander Lukaschenko
Sie werden ihm die Gewalt nie verzeihen
- 36 Comeback der Strasse
Kommt der Super-Stau?
- 37 Henry M. Broder Versuch und Irrtum
- 38 Bewundert und bekämpft
Die Geschichte der Schweizer Luftwaffe
- 40 Leserbriefe
- 41 Nachruf Helmut Hubacher
- 42 Beat Gygi Wer stoppt Berset?

LITERATUR UND KUNST

- 43 Ikone der Woche
Max von Moos, «Inferno»
- 44 Buch der Woche Alexander Kluges
Annäherung an Russland
- 46 Bücher Josef H. Reichholf,
Hanspeter Born, Rolf Lappert,
Alexander Pschera, Léon Bloy
- 49 Die Sprache Genderduden
- 50 Aufschrei der Ökos Der apokalyptische
Comic des Genfers Zep
- 52 Kino «Tenet»
- 52 Knorrs Liste

- 53 Fernsehen «Helvetica»
- 53 Klassik Igor Levit
- 54 Tanz André Doutreval
- 54 Pop Ellie Goulding
- 55 Jazz Paul Desmond

LEBEN HEUTE

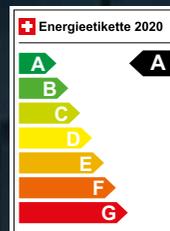
- 56 Wunderbare Welt
Ferrari und Kaviar
- 56 Unten durch
Klingeln im Ohr
- 57 Fast verliebt
Politik vor Liebe
- 58 Sehnsuchtsorte
Grenada
- 59 Lebensläufe
Aline Arnold, Kindergärtnerin
- 59 Thiel Alles ist alles
- 60 Essen
Platanengarten in Saint-Tropez
- 60 Wein
Power und Grazie: der doppelte Douro
- 61 Auto Porsche 911 Turbo S Cabrio
- 61 Objekt der Woche
White Claw Hard Seltzer
- 62 Zeitzeichen Das neue Grün
- 62 Fragen sie Dr. M
- 63 Mittagessen mit...
Adriano Lucatelli
- 64 Architektur
Mr Wrights feines Vermächtnis
- 65 Tamara Wernli
Unwichtigtuer

NEW LEXUS

UX

HYBRID

Kompakt, agil und effizient. Der neue Lexus UX mit neuester Vollhybrid-Technologie und kompletter Serienausstattung ist ihr verlässlicher Begleiter in allen Lebenslagen.



0.30%

CELEBRATION LEASING

 **LEXUS**
EXPERIENCE AMAZING

Abgebildetes Modell: Lexus UX 250h AWD F SPORT ab CHF 54 500.- Ø Verbr. 6,1l/100 km¹, Ø CO₂ 137 g/km¹, En.-Eff. A. Zielwert Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 115 g/km. ¹Gemäss Prüfzyklus WLTP. Leasingbeispiel: UX 250h FWD ECO, CHF 37 300.-, Leasingrate CHF 285,70 monatlich, Sonderzahlung 27% vom Nettopreis, 24 Monate, 10 000 km/Jahr. Eff. Jahreszins: 0,30%. 0,30% Leasing gültig für Vertragsabschlüsse bis 31. Oktober 2020, bzw. Widerruf. Obligatorische Vollkaskoversicherung nicht inbegriffen. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zur Überschuldung des Konsumenten führt. Leasinggeber ist die Multilease AG. Sämtliche Preisangaben verstehen sich als unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt.

Verschlossene Türen

Die Autobranche setzt jährlich 80 Milliarden Franken um, fast doppelt so viel wie der Tourismus. Trotzdem bekommt sie keine Audienz bei Verkehrsministerin Sommaruga.

Hubert Mooser

Der Höhepunkt der Corona-Krise war überschritten, als sich Auto-Schweiz, die Vereinigung der Auto-Importeure, im Juni in einem Brief an Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga (SP) wandte. Der Verband bat darin um eine Aussprache mit der Verkehrsministerin wegen der seit dem 1. Januar 2020 geltenden schärferen CO₂-Zielwerte für Personenwagen. Doch die Zeiten, da die Landesregierung die Autobranche mit offenen Armen empfangt, sind vorbei.

Mit Sommaruga sitzt eine Bundesrätin an den Schalthebeln der Verkehrspolitik, für die der öffentliche Verkehr nicht nur ein Geschäft, sondern ein Herzensanliegen ist. Eifrig trommelt sie für Bahn und Bus, höflich, aber konsequent lässt sie Vertreter der Autobranche abblitzen. Für Auto-Schweiz ist ihre Tür bisher verschlossen geblieben, obwohl die Autoimporteure noch ein weiteres Mal schriftlich um einen Gesprächstermin mit ihr gebeten haben.

Die Branche wurde stattdessen an das Bundesamt für Strassen (Astra) und das Bundesamt für Energie (BfE) verwiesen. «Mit diesen Leuten haben wir uns mehrmals getroffen», sagt Auto-Schweiz-Direktor Andreas Burgener. Das Resultat der Aussprache bestand darin, so schildern es Teilnehmer, dass die Branchenvertreter mit einem Fragebogen nach Hause geschickt wurden. Die Bundesämter wollen damit die Verkaufsstrategie der Automobilhändler in Erfahrung bringen. Für Sommaruga werden in der Schweiz nämlich zu viele grosse und schwere Autos verkauft.

Mit Dienstlimousine ins Tessin

Gleichzeitig ist sie als Bundesrätin zuweilen froh, dass sie ein grosses, schweres Fahrzeug zur Verfügung hat. So liess sie sich während der Corona-Krise mit der Dienstlimousine ins Tessin fahren, statt den von ihr hochgeschätzten ÖV zu berücksichtigen. Sie habe an einer Telefonkonferenz teilnehmen müssen, im Zug sei die Vertraulichkeit nicht garantiert gewesen, gab ihre Entourage hinterher auf Anfrage zu verstehen, als müsse man sich für einen bösen Fehltritt entschuldigen.

Die Reaktion verdeutlicht ungewollt die Auto-kritische Geisteshaltung der Bundespräsidentin. Tatsächlich monieren Branchenvertreter, die Verkehrsministerin blende den Personenverkehr auf der Strasse bei ihren Überlegungen fast komplett aus. Stattdessen richte sie ihren Fokus vor allem auf den Schienenverkehr, der jedoch nur 28 Prozent des Personenverkehrs ausmache.

Selbst auf bürgerliche Politiker kann sich die Branche nicht mehr verlassen, wie das auch CVP-Nationalrat Philipp Matthias Bregy zu spüren bekommen hat. Als er in der Junisession die im CO₂-Gesetz geplante Benzinpreiserhöhung auf 10 Rappen (statt 12 Rappen) begrenzen wollte, unterstützte ihn nicht einmal die FDP. «Anliegen der Autobranche haben es wegen des grünen Zeitgeists momentan etwas schwer», sagt Bregy.

Inzwischen gibt es sogar Pläne, Gelder des Nationalstrassen- und Agglomerationsverkehrsfonds (NAF) in einen neuen Klimafonds umzuleiten, obschon die Bürger 2017 beschlossen haben, dass die Gelder des NAF explizit für die Strasse reserviert sind. Kurzum: Der Trend läuft gegen Autos. «Dabei hat die Corona-Krise eben

erst gezeigt, dass der private Strassenverkehr systemrelevant ist», betont der Präsident des Automobil-Club der Schweiz, SVP-Nationalrat Thomas Hurter. Ohne Autos hätte der Shutdown im Frühjahr nicht funktioniert.

Es gibt also einiges an Klärungsbedarf zwischen den Vertretern der Autobranche und der Verkehrsministerin. Immerhin erwirtschaftet dieser Wirtschaftszweig pro Jahr Umsätze von über 80 Milliarden Franken. Das ist fast doppelt so viel wie die Tourismuswirtschaft.

Wie andere Branchen leidet jedoch auch die Autowirtschaft unter dem Coronavirus. Die Verkäufe sind laut Verbandsdirektor Burgener

Eifrig trommelt sie für Bahn und Bus, höflich lässt sie Vertreter der Autobranche abblitzen.

um 15 bis 25 Prozent eingebrochen. Vor diesem Hintergrund würde die Branche die Einführung strengerer Zielwerte für den CO₂-Ausstoss gerne um ein Jahr hinausschieben und sich darüber mit Bundesrätin Sommaruga austauschen.

Viel Zeit für grüne Verbände

Es ist ja auch nicht so, dass die Bundespräsidentin wegen ihres Präsidialjahrs und einer prallvollen Agenda völlig überlastet wäre. Viele Auftritte im Ausland fielen wegen Corona ins Wasser, wie sie das kürzlich in einem Interview mit der *Schweizer Familie* einräumte.

Tatsächlich nimmt sich die Bundespräsidentin für andere, grüne Verbände wie die Alpen-Initiative viel Zeit und tritt an Veranstaltungen sogar als prominente Rednerin auf. Die Alpen-Initiative engagiert sich für die Verlagerung des Güterverkehrs von der Strasse auf die Schiene. Auch für Gespräche mit Vertretern der Tourismuslobby ist sich Sommaruga nicht zu schade.

Nach aussen erweckt dies den Eindruck, als versuche sie mit improvisierten Treffen und Auftritten ihr Präsidialjahr zu retten. Nur der Autobranche zeigt sie die kalte Schulter.



Eine Ahnung von «Titanic»

Er lebt mit seiner Jugendliebe Antonella und den drei Buben in der Stille einer romantischen Finca im Hinterland von Barcelona. Er misst 1,69 Meter, hat Schuhgröße 42 und verdient laut Forbes 125 Millionen Euro pro Jahr. Die Zahlen hängen zusammen.

Lionel Messi, für alle «Leo», kam als Dreizehnjähriger mit seinem arbeitslosen Vater aus Rosario, Argentinien, zum Vorspielen nach Europa, als Winzling, dem zu Hause die Altersgenossen über den Kopf wuchsen. Der Barça-Sportdirektor Carles Rexach sah dem Kerlchen fünf Minuten zu und schrieb noch im Restaurant den Vertrag auf die Papierserviette.

Leo kam ins Jugendinternat La Masia, der Klub übernahm die hohen Behandlungskosten für das Wachstumshormon HGH. Gleich zu Anfang brach sich Messi das Wadenbein. Er setzte sich selber jeden Tag zwei Spritzen, drei lange Jahre, und sein Körper begann sich im Streckbett qualvoll in die Länge zu zie-



Lionel Messi, Midlife-Crisis mit 33.

hen, 25 Zentimeter, während er sich «die Seele aus dem Leib kotzte».

Er spielte oft morgens am Strand zum reinen Spass mit seinem Idol Ronaldinho, der direkt aus den Nachtclubs auftauchte. Der Klub

verkaufte den irrlichternden Superstar, damit Messi sich nicht mit Leichtsinn ansteckte.

«La Pulce», der Floh, eroberte mit seiner überschäumenden Spiellust Herzen und Pokale. Alternierend mit dem Egomane Cristiano Ronaldo, heute 35, herrschte er über die Welt der Panini-Bildchen und der TV-Milliarden. Spätestens die vernichtende Schlappe des 2:8 gegen Bayern München in der Champions League hat in Messi «Titanic»-Ahnungen geweckt: Geht sein wunderbarer Vergnügungsdampfer unter?

Der Zauberfuss ist 33, ein halbes Dutzend Mitspieler sind über 32. Messis Vertrag läuft 2021 aus, die irrwitzige Ausstiegsklausel von 700 Millionen Euro verfällt bereits Ende Jahr. Flüchtet er zu Manchester City, zurück zum Trainer-Guru Guardiola, der aus Messis Kunst das Tiki-Taka entwickelte, das unkopierbare System, weil es nur mit Messi geht?

Messi findet aus jeder Falle die Finte. Auch aus seiner Midlife-Crisis?

BARTAK



TAGEBUCH

Michèle Binswanger



Zählt mich zu den Corona-Infizierten, wenn nicht körperlich, so doch intellektuell. Das Thema poppt in meinem Alltag überall auf, wie ein besoffener Partygast, der sich ungebeten in jedes Gespräch einmischt. Sein Treibstoff? Das sind wir, die Medien, die die Pandemie und die Angst und Unsicherheit, die sie mit sich bringt, lustvoll bewirtschaften. So jedenfalls mein Eindruck von der Front, das heisst meinem wieder bezogenen Büro.

Am Freitag eine Zugfahrt wie ein Nahtoderlebnis. Mein Zug von Basel nach Zürich hat zwanzig Minuten Verspätung, also weiche ich auf den Interregio aus, mit Folgen. Nach einer Stunde bei 33 Grad in einem unklimatisierten Waggon bin ich perfekt niedergegart, zudem habe ich beim hektischen Umsteigen meine Maske verloren. Jeder Pendler weiss, was das bedeutet: eine Fahrt *of shame*, unter den strengen Blicken der Masken-Moralisierer.

Vor ein paar Tagen musste ich eine unschöne Szene miterleben, als eine Deutsche einen Fahrgast aus voller Lunge anbrüllte, er solle es bloss nicht wagen, sich ohne Maske zu ihr zu setzen, ein Idiot sei er, schwachsinnig und der Grund, warum es Corona gebe. Da lobe ich mir jene, die die Maske zwar tragen, aber dabei auch ein bisschen die Augen verdrehen, so wie heute morgen in der Schlange vor meiner Quartierbäckerei. Denn es werden nicht sie sein, die dir die Gestapo auf den Hals hetzen, wenn du deine Maske gerade irgendwo liegengelassen hast. Das ist ohnehin die Frage, die mich in letzter Zeit beschäftigt. Welche Gruppe würde dir, ohne zu zögern, die Gestapo auf den Hals hetzen, um dich auf Linie zu bringen?

Abendessen im «Fischer's Fritz». Ein Hochsommerabend, wir sitzen bis tief in die Nacht

am See, essen, trinken und reden, Freunde kommen und gehen wieder. Ich diskutiere mit einem Unternehmer über Politik, und wie meistens, wenn man sich mit Liberalen unterhält, landet man bei der Frage, was zum Teufel mit der Gesellschaft los ist. Jeder scheint mit quasireligiösem Eifer beschäftigt, den eigenen Opferstatus oder denjenigen beliebiger Gruppen zu bestimmen. Jeder, nur die weissen Männer nicht. Von ihnen erwartet man, dass sie ihre Erbschuld anerkennen und sich dafür demütig im Staub wälzen. Und dies, obschon die zentrale Forderung der neulinken Bewegung lautet, niemand dürfe wegen Geschlecht, Hautfarbe oder Sexualität diskriminiert werden. Nur bei heterosexuellen weissen Männern scheint abwertende Rede offenbar nicht nur erlaubt, sondern sogar gewünscht, wie ein Blick in die täglichen Absonderungen zahlreicher Anti-Sexistinnen auf Twitter zeigt. Ich kann damit nichts anfangen.

Einem lesenden Medienmenschen stellen sich den ganzen Tag ja vor allem viele Fragen. Manchmal aber findet man auch einen Text, der Antworten liefert. So geht es mir am Samstag, als ich bei meiner Morgenlektüre auf einen Essay des konservativen Intellektuellen Yoram Hazony stosse. Titel: «The Challenge of Marxism», wobei «Marxismus» hier als Chiffre für eine bestimmte Denkfigur und nicht als historischer Begriff gemeint ist. Es wäre vermessen, den Text in ein paar Sätzen zusammenfassen zu wollen, deshalb versuche ich nur zu umreissen, welche Antworten ich darin gefunden habe. Ich habe nie verstanden, was die in meinen Augen polemische Rede vom Kulturmarxismus eigentlich soll. Hazony erklärt nicht nur, warum der Begriff für die Bewegung der neuen Linken tatsächlich passt, sondern auch, welche zentrale Denkfigur dort wirksam ist und was ihr Ziel ist.

Hazonys zentrale Kritik aber, und das macht den Text so interessant, richtet sich nicht an die «Marxisten» selbst, sondern an die Liberalen, zu denen ich mich mittlerweile zähle. Er sagt auch, inwiefern die marxistische Analyse politischer Verhältnisse zutrifft und warum die Liberalen sich so schwer damit tun, den nie versiegenden Forderungen der neuen Linken etwas entgegenzusetzen. Als konservativer und religiöser Denker steht Hazony für Prinzipien, mit denen ich mich politisch nicht identifizieren kann. Dennoch hat mir seine Analyse geholfen, die verschiedenen politischen Positionen in der gegenwärtigen Auseinandersetzung besser verstehen und einordnen zu können. Was einmal mehr beweist, wie ergiebig es sein kann, sich mit Positionen auseinanderzusetzen, die die eigene herausfordern und in Frage stellen.

Am Samstag Brunch mit meinen drei Schwestern im «Maison Blunt». Wir sprechen über Familie, Beziehungen und unsere Teenager-Kinder. Eben noch roch der eine Sohn nach geschwellten Kartoffeln, jetzt nach frischgeschnittenen Zwiebeln, oder wie es der unsterbliche Kurt Cobain formulierte: *like teen spirit*. Wir lachen viel. Wie grossartig ist es doch, eine Familie zu haben.

Nach einem Sonntagnachmittag auf dem See und einem Nachtessen mit Freunden im Seerestaurant einmal mehr der Gedanke: In was für einem tollen Land wir doch leben und wie dankbar wir dafür sein dürfen. Das Leben ist zu kurz, um es ängstlich zu verschwenden. Bis die Sonne sich mit einer goldenen Dämmerung vom Tag verabschiedet.

Michèle Binswanger ist Redaktorin bei Tamedia.

Flugshow der Illusionen

Der Kauf von Kampfjets spielt eine Wehrbereitschaft vor, die Bern längst aufgegeben hat.

Was nützt es, den Luftraum zu schützen, wenn gleichzeitig das Territorium weit offen steht und immer mehr Souveränitätsrechte preisgegeben werden? Was bewirken Abfangjäger, die auf 4000 Meter Höhe spähen und kreisen, wenn am Boden die Immigration den Wünschen anderer Staaten folgt? Welche Sicherheit gewinnt ein Land, über das Dutzende modernster Kampfjets düsen und das seine politische Selbstbestimmung in Raten aufgibt? Die neuen Supermaschinen, die anfliegen sollen, dröhnen in des Bürgers Ohren zwar wehrhaft, dienen aber nur seiner Täuschung: eine Flugshow fürs treue Volk.

Vaterlandsliebende glauben darum, mit dem Milliardenkauf die Verteidigungskraft der Schweiz zu stärken. Wer die Militärpolitik der letzten Jahrzehnte nüchtern analysiert, stimmt auf jeden Fall mit Überzeugung gegen die Beschaffung.

Immer fliegt die Nato mit

Dass die Schweiz im Rahmen der «Partnership for Peace» (Pfp) ein Nato-Junior ist, wird systematisch als eine Art schnuppernde Hospitant verniedlicht. In Wahrheit bestimmt die Nato seit 1994, dem Pfp-Beitritt der Schweiz, Doktrin, Ausbildung, Beschaffung und internationale Einsätze der Schweizer Armee. So wie in den achtziger Jahren der britische Geheimdienst MI6 als verdeckter Arm der Nato die illegale Untergrundtruppe P-26 politisch und operativ geführt hat, so lenkt die Nato, nun halboffiziell und mit dem Segen der hiesigen Internationalisten, die Schweizer Verteidigungspolitik.

Mit dem Kauf des schwedischen Gripen hatte Ueli Maurer (SVP), damals Verteidigungsminister, versucht, sich aus dieser Nato-Umklammerung zu lösen und die Armee mit dem Jet eines neutralen Staates auszurüsten. 2014 scheiterte er – nicht etwa an den Linken und Grünen, die triumphierten. Die Freisinnigen unter der Führung des Lobbybüros Farner und des Präsidenten Philipp Müller («Der Gripen erfüllt die Anforderungen nicht») sowie die VBS-internen Nato-Jünger, die interne Doku-

mente verteilten, waren ihm in den Rücken gefallen.

Durch die Schweizer Luft fliegt nur, was die Nato will. Das hat seinen wirtschaftlich-politischen Grund darin, dass nur die Herstellerfirmen (mit Nato-Provenienz) die komplexen (Elektronik-)Systeme warten und aktualisieren können. Das garantiert den direkten Zugriff. Im Cockpit fliegt immer die Nato mit. Von Unabhängigkeit und verbesserter Sicherheit bleibt auch dann nichts, wenn ein «Freund» den Steuerknüppel fernsteuert.

2016 – Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) liess das in die offiziellen Jahresziele des Bundesrats schreiben – plante die Schweiz mit einem Abkommen den Anschluss an die «Gemeinsame Aussen- und Sicherheitspolitik» der EU (Gasp). Der anvisierte Kontrakt zielte auf die «Teilnahme an Operationen zur Konfliktvermeidung und zur Friedenserhaltung». Allerdings veranstaltet die Gasp nicht niedliche Friedenspfeifen- und Milchsuppenzirkel, sondern zeigt sich betont martialisch. So sieht Deutschland gemäss dem «Weissbuch zur

Helvetische Landesgrenzen gibt es nur noch als ganz genau gezeichnete Linien auf Landkarten.

Sicherheitspolitik» von 2016 die Gasp als Vehikel zur militärischen «Abschreckung», zur «verstärkten Vornepräsenz durch mobile und schnell einsetzbare Kräfte» und zur «nuklearen Teilhabe», alles «entlang von Nato-Planzielen». Ein Ziel sei die «Ertüchtigung der Sicherheitsstrukturen von Partnern».

Nach einer kritischen Anfrage von Ständerat Josef Dittli (FDP, UR) krebste das Aussendepartement zurück und blockflötete, die Schweiz strebe nur die Teilnahme an der «Gemeinsamen Sicherheits- und Verteidigungspolitik» der EU (GSVP) an. Das war erstens eine Wortklauberei und zweitens faktisch falsch. Die GSVP ist eine Unterorganisation der Gasp. Und wenn der EU-Rat wie 2019, in der Pose des Oberbefehlshabers, die sicherheitspolitischen Opera-

tionen der Schweiz bewertet, dann spricht er von gemeinsamen Aktionen im Gasp-Rahmen. So lobt er «die Zusammenarbeit mit der Schweiz in Angelegenheiten der Gasp und insbesondere die Beteiligung der Schweiz an Gasp-Missionen, beispielsweise in der Ukraine und der Sahelzone». Er begrüsst, dass die Schweiz sich «den restriktiven Massnahmen der EU» freiwillig anschliesst. Schliesslich verlangt die EU-Spitze, dass die Schweiz die von der EU verhängten Sanktionen «weiterhin genau und kohärent» befolgt und die Kooperation mit der Gasp weiter verstärkt.

Die Sicherheitspolitik des Partnerlandes, das (auch mit neuen Jets) «ertüchtigt» werden muss, wird in Brüssel geschrieben und in Bern befolgt.

Sperrangelweit offen

Noch in diesem Jahr wird der Bundesrat den umstrittenen Uno-Migrationspakt dem Parlament zur Absegnung vorlegen, wie das Aussendepartement bestätigt. Nach heftigen Protesten steckte der Bundesrat 2018 den «Global Compact for Safe, Orderly and Regular Migration» noch in eine tiefe Schublade. Ein gutes Dutzend anderer Staaten wie Österreich, Polen, Slowenien, Australien oder die USA verweigerten ihre Zustimmung zum nicht rechtlich, aber politisch bindenden Text (soft law), der die frei wählbare und gesicherte Zirkulation aller Wanderwilligen auf dem Erdball garantiert und gar fördert. Dass es Schweizer Diplomaten waren, die beim faktischen Recht auf weltweite Ein-, Zu- und Weiterwanderung die Feder führten, zeigt, dass die Politik der sperrangelweit offenen Tore längst bundespolitische Maxime ist. Die «No Borders, No Nations!»-Ideologen haben die Themenführerschaft übernommen.

Helvetische Landesgrenzen gibt es noch als ganz genau gezeichnete Linien auf Landkarten, real existieren sie kaum mehr. Was also bewirken dreissig bis vierzig Hochleistungsjets, wenn die politische Elite die Prinzipien des souveränen und territorial intakten Staates aufgegeben hat? Sie haben allein den Zweck, über den Köpfen ein lärmiges Illusionstheater aufzuführen. Auch wenn diese Einsicht schmerzt, man darf sich nicht täuschen lassen.



Leserangebot: «Hotel Rössli Gourmet & Spa» in Weggis Und ewig lockt das Fernweh

Direkt an der wunderschönen Promenade des Vierwaldstättersees gelegen, empfängt Sie das charmante 4-Sterne-Hotel zu einem unvergesslichen Aufenthalt. Das «Hotel Rössli Gourmet & Spa» in Weggis bietet Ruhe, Genuss und Erholung sowie ein einzigartiges See- und Bergpanorama. Nicht ohne Grund wird das Kleinod am Fuss der berühmten Rigi als «Riviera der Zentralschweiz» bezeichnet.

Wenn das Fernweh ruft und Sie trotzdem nicht weit verreisen wollen, dann ist Weggis die perfekte Destination. Im «Hotel Rössli Gourmet & Spa» können Sie den Alltag hinter sich lassen und neue Kräfte tanken. Am Morgen steht ein reichhaltiges Frühstücksbuffet für Sie bereit, und am Abend geniessen Sie im Fine-Dining-Restaurant «Equo 1706» die exquisite, marktfrische Küche mit einer Selektion an erlesenen Weinen.

Das Herzstück zum Relaxen ist der 900 m² grosse Spa-Bereich «Equilibrium». Dieser bietet verschiedene Dampfbäder und Saunen, ein Solebad unter freiem Himmel sowie einen Ruheraum mit Himalaja-Salzwand und Sole-Nebel. Im modernen Floating-Tank erleben Sie die Schwerelosigkeit wie im Toten Meer. Ergänzt wird das Wellness-Angebot durch einen Fitnessraum

mit Trainingsgeräten der neuesten Generation.

Auf Wunsch können Sie Ihren Aufenthalt verlängern. Für jede Zusatznacht gewähren wir 15 Prozent Rabatt auf die Tagespreise.



Platin-Club-Spezialangebot

«Hotel Rössli Gourmet & Spa» in Weggis

Leistungen:

- 2 Übernachtungen im Deluxe Room
- Regionales Frühstücksbuffet
- 3-Gang-Menü am Abend
- 1 Flasche Prosecco auf dem Zimmer
- 40 Minuten Floating
- 15 Minuten auf der Massageliege
- Nutzung Beauty & Spa inkl. Fitness
- 20 % Rabatt auf die Rigi-Bahnen
- Gratis Eintritt Strand- und Hallenbad Lido

Preise:

Zwei Personen: Fr. 590.– (statt Fr. 756.–)

Einzelbelegung: Fr. 667.– (statt Fr. 774.–)

Reservation:

Buchbar vom 28. August 2020 bis 20. Dezember 2020 unter dem Stichwort «Weltwoche» an mail@roessli.ch oder per Telefon +41 41 392 27 27. Kostenfreie Stornierung bis 48 Stunden vor Anreise.

Veranstalter:

«Hotel Rössli Gourmet & Spa»
www.roessli.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

BLICK IN DIE ZEIT



Im grossen Interview mit der *Weltwoche* sagte der US-Unternehmer Peter Thiel, das Neue und Gefährliche an den Chinesen sei, dass sie genau so wie die Amerikaner sein wollen. Hätten sie nach wie vor einen Bezug zur eigenen Tradition und Identität, wäre der Konflikt zwischen den Grossmächten harmloser. So aber haben wir es in den Augen des IT-Milliardärs mit einer Art versuchtem Identitätsdiebstahl zu tun. Die Chinesen machen die Amerikaner überflüssig, indem sie sie kopieren und ersetzen.

Es ist eine faszinierende Idee, aber stimmt sie auch? Und ist sie neu? Die Angst der Amerikaner, von einem Konkurrenten geschluckt zu werden, ist alt. Es gab sie schon zu Zeiten des Kommunismus, als die Chinesen noch arm und die Russen der führende Gegner waren. «Invasion of the Bodysnatchers» – «Die Körperfresser kommen» – hiess in den fünfziger Jahren der erfolgreiche Film, der die Angst der Amerikaner, kopiert zu werden, in eine unheimliche Geschichte packte.

Die Story handelt davon, wie sich ausserirdische Körperfresser in einer amerikanischen Kleinstadt ausbreiten, indem sie täuschend echte Kopien der dort lebenden Bürger in Umlauf bringen und die «Originalen» ermorden. Hinter dem Plot, heisst es in den Lexika, stehe die damalige Befürchtung vieler Amerikaner vor einem Durchmarsch der Kommunisten in den USA.

Das Panikgefühl, vom Gegner einverleibt zu werden, ist, anders als Thiel vermutet, nichts Neues, sondern eine traditionelle Variante im Repertoire der amerikanischen Ängste. Sie scheint tatsächlich spezifisch amerikanisch zu sein, denn von den Schweizern oder Franzosen zum Beispiel ist nicht

bekannt, dass sie befürchten würden, von den Österreichern überflüssig oder von den Deutschen bis zur Ununterscheidbarkeit kopiert und dann verdrängt zu werden.

Was hat es mit der Körperfresser-Angst auf sich? Vielleicht rührt sie daher, dass die Amerikaner weniger selbstsicher sind, als sie nach aussen demonstrieren. Es wäre nachvollziehbar. Die USA sind ein junges Land, die jüngste Supermacht der Welt, ein Vielvölkerstaat, der sich durch Konkurrenz in seiner Identität offenbar stärker bedroht fühlt als Völker, die seit Jahrhunderten in sich ruhen. Die Angst der Ameri-

«Goldfinger» (1964) markiert den ästhetischen Höhepunkt der westlichen Zivilisation.

kaner, kopiert und beseitigt zu werden, ist aber nicht nur alt. Sie ist auch unbegründet. Noch hat es niemand auch nur annähernd geschafft.

Jedes Jahr produzieren Zeckenbisse rund 200 Invalide in der Schweiz, Tendenz steigend. Es gibt schlimme Fälle, sogar Kinder können von der heimtückischen Krankheit befallen werden. Trotzdem käme niemand auf die Idee, die Wälder und Wiesen mit Napalm oder Entlaubungsmitteln zu bestreuen, um die Zeckenplage abzustellen. Genau diese Art von politischer Überreaktion aber erleben wir seit Monaten bei Corona. Um das Wespennest im Estrich auszurauchern, setzt man das ganze Wohnquartier in Brand.

Am 27. September stimmt die Schweiz über einen «Vaterschaftsurlaub» ab. Werden die Väter sollen nach Geburt ihres Kindes zwei

Wochen Gratis-Ferien vom Staat bezahlt bekommen. Die Linke ist Feuer und Flamme. Sie sieht es als ersten Schritt. 36 Wochen Elternzeit sollen folgen.

Alle müssen zahlen, damit ein paar Väter ihre ordentlichen Ferien nicht für die Geburt ihrer Kinder hingeben müssen. Die Visionäre der Freizeitgesellschaft sehen kein Problem darin, dass sie eine neue Sozialversicherung einführen, während die bestehenden nicht nachhaltig finanziert sind.

Man rechnet mit direkten Kosten von rund 220 Millionen Franken. Weitere 1,1 Milliarden lautet der Folgeschaden für die Volkswirtschaft. Wie eine Bleiplatte legt sich der Vaterschaftsurlaub aufs kollektive Portemonnaie der Schweiz, der in Zeiten von Corona Massenarbeitslosigkeit und Konkurrenz drohen. Sozialversicherungen wurden erfunden für Menschen in Not, nicht für Männer, die mehr Ferien wollen.

Sean Connery ist neunzig. Der schottische Schauspieler hat Unsterblichkeit erreicht als Prototyp des Agenten 007. Seine James-Bond-Version bleibt unerreicht. Am besten war er in «Goldfinger» (1964). Da stimmte alles, die Eleganz, die Garderobe, das Körpergewicht, die Handlung, das Auto, der Bösewicht (Gert Fröbe). «Goldfinger» markiert den ästhetischen Höhepunkt der westlichen Zivilisation nach dem Zweiten Weltkrieg. Danach ging es nur noch abwärts. Die Welt wurde immer hässlicher. Zu lange Haare, zu laute Musik, zu viele Drogen. Auch Connery fiel im Rausch der Sechziger aus der Form. In seinem letzten Bond-Film, «Diamonds Are Forever» (1971), sieht er alt und dick aus. Jede Party fordert ihren Preis.

Schweizer Wunder der Integration

Die Schweiz ist ein Musterbeispiel, was den Umgang mit grosser Migration angeht. Warum gibt es hier weniger Probleme? Was sind die Erfolgsfaktoren? Wo liegen die Gefahren?

Thomas Kessler

Migrationsforscher staunen: Während im einstigen Musterland Schweden die Immigranten in prekären Parallelwelten leben, verblüfft die vermeintlich konservative Schweiz mit dem schnellsten sozialen Aufstieg mit Nischenjobs, eigenen Buden, Berufslehre, Studium und qualifizierter Arbeit. Der amerikanische Traum ist hier real. Über Vereine und Nachbarschaftshilfe gelingt auch rasch die gesellschaftliche Integration, und das nicht in die Monokultur einer grossen Nation, sondern in den funktionalen Raum, sei es in Cinuoschel GR, in Mendrisio TI, in Satigny GE oder Agasul ZH.

In den Städten liegt der Ausländeranteil wieder bei den Werten von 1914, also bei rund einem Drittel, vereinzelt über 50 Prozent. Die Schweiz verfügt seit 150 Jahren über solide Erfahrung mit Einwanderung, gekoppelt an die wirtschaftliche Entwicklung. Nach den Hungerjahren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte mit dem Erfolg der bürgerlichen Revolution von 1848 der Aufschwung ein. Freiheitliche Rahmenbedingungen sorgten ab 1870 für einen Boom in der Industrie, für Zuwanderung von Unternehmern und Investitionen in die Infrastruktur.

Seit 1916 gibt es den Schweizer Pass

Die Brücken, Eisenbahnen und Tunnel wurden von Spaniern vermessen, von Deutschen geplant, von Briten finanziert und oft von Italienern erbaut. Hundert Jahre lang wurden die Städte zum Zielort für Arbeitsuchende aus Landregionen und den Nachbarstaaten, nach der Formel: vom Ort mit vielen Kindern und wenig Arbeit zum Ort mit viel Arbeit und wenig Kindern. Diese Formel stimmte bis in die sechziger Jahre, danach setzte die Stadtflucht ein. Seit 2000 sind die Städte wieder attraktiv für Arbeitsuchende und Familien.

Bis zum Ersten Weltkrieg war der politische und gesellschaftliche Umgang mit der Zuwanderung den Gemeinden und Kantonen überlassen. Der erste Schweizer Pass wurde erst 1916 gedruckt. Es gab so viele Integrationspolitiken wie Gemeinden: Theo-



Phasen der Offenheit, Phasen der Skepsis.

logiestudenten wurden in Basel nach zwei Jahren eingebürgert, reiche Ausländer von vielen Kommunen umworben, Arme weggeschickt. Noch bis in die 2000er Jahre hat Castaneda im Misox per Korrespondenz in grosser Zahl eingebürgert, während Zermatt, zur Erhaltung des wenig geteilten Bürger-Allmendnutzens, Einbürgerungswillige ins Nachbardorf Täsch schickte. Das unterschiedliche Verständnis von Bürgerschaft in der alemannischen Schweiz und einem Citoyen nach französischer Denkart in der Romandie hat ganz unterschiedliche Konzepte hervorgerufen – bis heute.

Während Neuenburg mit der Kantonsgründung 1849 das Ausländerstimmrecht einführte und heute auch die Kantone Jura, Waadt und Freiburg darüber verfügen, ist die Deutschschweiz zurückhaltender. Interessanterweise scheitert die Einführung selbst in urbanen Gemeinwesen wie Basel-Stadt, nicht aber in Appenzell Ausserrhoden oder Graubünden. Hier wirken Niedergelassene auch in Exekutiven mit.

Ohnehin stimmen die Klischees über die angeblich rückständigen Landmenschen im

Alltag kaum. Relevant ist der Zugang zu Bildung, beruflicher Selbständigkeit und dem Arbeitsmarkt. Hier schneiden die Ost- und Innerschweizer Kantone besser ab als die lateinische Schweiz oder städtische Bezirke mit grossen Förderangeboten. Während bei den einen der Beschäftigungsgrad von vorläufig Aufgenommenen bei wenigen Prozenten liegt, arbeiten in Obwalden mehr als die Hälfte, in Schwyz und Nidwalden über 40 Prozent.

Das liegt neben der Wirtschaftsstruktur auch an den Behörden. Wo diese die Arbeitgeber, Lehrmeister und Freiwilligen für Sprachlektionen persönlich kennen, werden Zugezogene bei Bedarf direkt vermittelt. Wo die Sozialhilfe kommunal geleistet wird, werden möglichst alle in die wirtschaftliche Unabhängigkeit geführt.

Den umgekehrten Effekt hat das Schielen auf die Sozialhilfepauschale des Bundes. Diese fällt weg, wenn ein Geflüchteter in Teilzeit arbeitet. Weil die Teilzeitarbeit aber nicht die vollen Lebenshaltungskosten deckt, erschweren einige Behörden aus kurzfristigem Budgetdenken den Zugang dazu.

Trotz diesen Mängeln verläuft der soziale Aufstieg in der Schweiz deutlich rascher und nachhaltiger als im übrigen Europa. Das Geheimnis liegt in der gesellschaftlichen Gewichtung der vier Integrationskriterien nach Artikel 58 des Ausländer- und Integrationsgesetzes:

- a) Beachtung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung;
- b) Respektierung der Werte der Bundesverfassung;
- c) Sprachkompetenzen;
- d) Teilnahme am Wirtschaftsleben oder am Erwerb von Bildung.

Während a) und b) Selbstverständlichkeiten zur Hausordnung betreffen, überwiegt in der calvinistischen Schweiz die Bedeutung von Arbeit (d) die Feinheiten des Spracherwerbs (c). Viele lernen über die Arbeit die Ortssprache und die Lingua franca am Arbeitsplatz, auf Baustellen oft Italienisch.

Die gesellschaftliche Bedeutung der Arbeit erleichtert die Integration ungemein, da sie den Kern der häufigsten Migrationsgründe ausmacht: sozialer Aufstieg, wirtschaftlicher Erfolg, erweiterte Lebensperspektiven. Die erste Frage an privaten Anlässen ist ja meistens das legendäre «Was machsch?» und nicht etwa «Was lisisch grad?».

Wer sich an die Regeln der örtlichen Kultur hält und zuverlässig arbeitet, wird akzeptiert. Wer sich zusätzlich in Vereinen und fürs Gemeinschaftsleben engagiert, geniesst Sympathien. Hässliche Intrigen gegen Einbürgerungswillige sind nicht der Standard, sondern die Ausnahme, medial stark beachtet, vom Rechtsstaat meistens korrigiert.

Fremdenängstliche Energien

Die Schweizer Migrationsgeschichte zeigt Phasen der Offenheit und der Skepsis. Legendär sind die Aufnahme der Hugenotten, jene der Bourbaki-Armee und im 20. Jahrhundert die Unterstützung für Armenier, Ungarn, Tibeter und Tschechoslowaken. Sucht man nach Xenophobie, findet man vor den Italienerkrawallen um 1914 fast nichts, danach die Abneigung gegen die Ostjuden in den 1920ern, die Stimmungsschwankungen im Zweiten Weltkrieg, die Initiativen gegen die «Tschinggen», die Kampagnen gegen Tamilen, Lederjäckli-Asylanten und «Jugos» und schliesslich gegen die Nachbarn, die «Schwoben», *frontaliers* und *frontalieri*.

Die direkte Demokratie und das Subsidiaritätsprinzip wirken dämpfend; sie legen fremdenängstliche Energien zeitig frei. Was andernorts an die ferne Regierung delegiert wird, beschäftigt hier über Volksabstimmungen alle Stufen der Politik.

Inzwischen ist die Schweiz neben reichen Stadt- und Kleinststaaten wie Singapur oder Luxemburg das meistglobalisierte Land der Welt. Dies mit offensichtlichem wirtschaft-

lichem und auch gesellschaftlichem Erfolg: In den Städten ist jede zweite Heirat binational. Das auf sozialen Aufstieg ausgerichtete Erfolgsmodell zeigt inzwischen allerdings einige Schwachstellen auf, die dringend angegangen werden müssen:

Erstens muss die wichtigste Säule, die Berufsbildung, gestärkt werden. An Orten mit vielen fremdsprachigen Kindern ist zudem der Erwerb der Ortssprache vor dem Kindergarten anzugehen. Das Prinzip der Basler Integrationspolitik: «Fördern und Fordern ab erstem Tag» ist die Grundlage für gemeinsamen Erfolg.

Zweitens sind Fehlanreize, Budget-Tricksereien und mangelnde Effizienz der Behörden zu beseitigen. Arbeit muss sich lohnen, Gesunde sollen Sozialgeld nur gegen Leistung erhalten. Die Mitwirkungspflicht ist einzufordern, Teil-

zeitarbeit durch rasche Bewilligungen zugänglich zu halten.

Drittens sind die Möglichkeiten zur Selbstständigkeit und Firmengründung möglichst attraktiv zu halten. Gute Informationsarbeit der Behörden und Gewerbevereine sollen den noch zu häufigen Konkursen vorbeugen.

Viertens muss die Diskussion um Dichtestress und Infrastruktur neu geführt werden. Die Möglichkeiten von Telearbeit, antizyklischer Mobilität und flexiblem Arbeiten sind endlich zu nutzen. Über 70 000 Wohnungen stehen leer, Randregionen kämpfen mit Abwanderung, die SBB fahren zu 70 Prozent leer durchs Land, und in den Städten ist jede zweite Wohnung von nur noch einer Person bewohnt. Die intelligente Steuerung ist die Herausforderung der Zeit. Damit wir erfolgreich bleiben.



Bereit für alles, was dein Leben mit dir vorhat:
Wir unterstützen unsere 1.7 Millionen Versicherten nicht nur als Krankenversicherung, sondern setzen uns aktiv für sie ein: beim Gesundbleiben, Gesundwerden und beim Leben mit Krankheit.

[Mehr über unsere Gesundheitsangebote auf hallo-leben.ch](#)

Hallo
Muskelkater.
Hallo
Leben.

Deine Gesundheit.
Dein Partner.



PERSONENKONTROLLE

Cassis, Balzaretto, Burkhalter, Rossier, de Watteville, Prelicz-Huber, Freysinger, Huber, Ritter, Hogan, von der Leyen, Putin, Lukaschenko



Schon wieder reorganisiert: Ignazio Cassis.



Unmaskiert: Katharina Prelicz-Huber.



Dutzend-Seller: Oskar Freysinger.

Ignazio Cassis, Aktivist, baut das EDA um. Das meldete am letzten Samstag die freisinnige Hauspostille NZZ. Diesen Plänen zufolge soll das von dem FDP-Mann wenige Monate nach seinem Amtsantritt neugeschaffene Staatssekretariat für europäische Angelegenheiten mit Staatssekretär **Roberto Balzaretto** an der Spitze bald Geschichte sein. Interessant ist nicht, wie das Amt künftig organisiert, sondern dass das Departement für auswärtige Angelegenheiten schon wieder reorganisiert wird. Schon Cassis' Vorgänger und Parteifreund **Didier Burkhalter** griff zu diesem Trick, wenn er bei den Verhandlungen zum Rahmenabkommen nicht mehr weiterwusste, und ersetzte den damaligen Chefunterhändler **Yves Rossier** durch Staatssekretär **Jacques de Watteville**. Dann kam Cassis ins EDA und schuf ein eigenes Staatssekretariat für die Beziehungen mit der EU. Nun macht er das alles wieder retour. Der umstrittene Rahmenvertrag mit der EU wird durch diesen Aktivismus aber auch nicht besser. (*hmo*)

Katharina Prelicz-Huber, Verweigerin, focht um die behördliche Maskenpflicht im öffentlichen Verkehr. Die grüne Stadtzürcher Nationalrätin wurde letzten Samstag um halb zwölf Uhr vormittags einwandfrei im Tram Nr. 6 identifiziert, wobei die Politikerin trotz längerer Fahrstrecke als Einzige keine Maske trug. Eben noch machte sich das Vorstandsmitglied der «Roten Fabrik» Sorgen um die Kulturschaffenden: «Die Angst, zum Corona-Hotspot zu werden, ist jetzt schon gross.» Bei sich selber und ihren Mitfahrern im Tram sieht sie es weniger eng. Womit die VPOD-Präsidentin und Chefin aller Trämmer gleich auch noch

die Autorität des Trampersonals untergräbt. Ein bisschen Subversion hat sich die kämpferische Linke also bis ins siebte Lebensjahrzehnt bewahrt. (*mö*)

Oskar Freysinger, Verkäufer, nutzte die letzte Delegiertenversammlung der SVP Schweiz als Verkaufsplattform für seinen neuen Roman, «Nachtwehen». Stolz erklärte der frühere SVP-Staatsrat und Schriftsteller nach dem Parteitreffen im aargauischen Brugg, dass er den Delegierten zwölf Exemplare seines neuen Buches habe verkaufen können. Und während er über diesen Verkaufserfolg freudestrahlend ausführte, kaufte ihm ein weiterer Parteimann ein Buch ab. Was lässt sich dazu noch sagen: Für einen Bestseller braucht Freysinger noch viele, viele Delegiertenversammlungen. (*mö*)

Christian Huber, Rückfalltäter, ist ein begeisterter Twitterer. Am 2. August beschied der frühere Zürcher SVP-Regierungsrat und Finanzdirektor aber seinen Followern: «Ich verabschiede mich für drei Wochen in twitterfreie Wanderferien in den Bergen.» Fünf Tage später, am 7. August, bekannte er: «Ich gebe zu, dass drei Wochen Twitter-Abstinenz während meiner Wanderferien hart sind. Aber ich schaffe das!» Doch Christian Huber schaffte es nicht. Seine nächsten Tweets datieren vom 9., 13., 14., 15., 17. August. Et cetera. Wie gross die Rückfallgefahr bei uns schwachen Menschen ist, weiss niemand besser als der frühere Geschworenengerichtspräsident. (*mö*)

Johannes Ritter, Scharfrichter, fällt über die Schweizer Justiz ein vernichtendes Urteil. Laut dem Schweizer Korrespondenten der *Frank-*

furter Allgemeinen Zeitung herrschen hierzulande «Verhältnisse wie in einer Bananenrepublik», an den obersten Gerichten gehe es drunter und drüber. Laut Ritter handelt es sich dabei nicht nur um Verfehlungen einzelner Exponenten, das Versagen sei vielmehr politisch gewollt. Namentlich der freiwillige Parteienproporz für die Verteilung der Richtersitze findet beim deutschen Berichtersteller keine Gnade. Entscheidend für die Wahl zum obersten Richter in der Schweiz sei das Parteibuch der Kandidaten, nicht deren Fachkompetenz. Das ist selbst für hiesige kritische Beobachter des Bundesgerichts eine etwas gar steile Behauptung. Und man denkt unwillkürlich daran, dass in Deutschland jüngst eine bekennende links-extreme Antikapitalistin zur Hüterin der Verfassung gewählt wurde. (*fon*)

Phil Hogan, jovialer Ire, hat Probleme mit der Geselligkeit. Weil er an einem Fest in Galway teilnahm und dabei Corona-Regeln brach, soll Irlands EU-Kommissar nun zurücktreten. Doch Sorgen muss er sich keine machen: EU-Kommissare stehen meist über Recht und Gesetz, und ausserdem wäre Hogans Chefin **Ursula von der Leyen** zu schwach, um ihn zu entlassen. (*ky*)

Wladimir Putin, Samariter, will seinem angeschlagenen weissrussischen Amtskollegen **Alexander Lukaschenko** nun doch helfen – mit Spritzen. Wie die Regierung in Minsk mitteilte, versprach der Kreml-Herr dem westlichen Nachbarn die erste Lieferung des neuen russischen Corona-Impfstoffs Sputnik V. Ominös für Lukaschenko: Moskau erwähnte das Angebot nicht. (*ky*)



**In Zukunft braucht Ihr
Home auch ein Office.
Sehen Sie's als Chance.**

credit-suisse.com/hypotheiken

**Jetzt
Hypotheiken-
beratung
vereinbaren**

Was Joe Biden Delaware verdankt

Was im US-Wahlkampf niemand sagt: Der Kandidat der Linken war jahrelang Senator der Steueroase Delaware. Joe Biden, der Geschmeidige, weiss es zu nutzen.

Florian Schwab

Das Internet ist voll von Angeboten wie diesem: «Eröffne deine Delaware Limited Liability Company (LLC) heute für nur 49 Dollar!». Die Offerte bietet schöne Vorteile: Eine umfassende Buchhaltungspflicht brauche es nicht. In der inneren Organisation der Firma sei man völlig frei. Ausserdem müsse man weniger Steuern zahlen. Firmengründer und -Inhaber würden absolute Anonymität geniessen. Strohmänner willkommen: Im Handelsregister tauche nur der Name des Agenten auf, der die Firma gegründet habe.

Delaware ist das Mekka der Briefkastenfirmen und ein Eldorado für Steuerflüchtige. Es ist eine gigantische Erfolgsgeschichte. Heute gibt es im Gliedstaat mehr Firmen (1,2 Millionen) als Einwohner (0,97 Millionen). Die Erlöse aus den Firmengründungen machen die zweitwichtigste Einnahmequelle im staatlichen Budget aus. Das gefällt nicht nur den Kleinbetrieben. Auch 60 Prozent der 500 grössten, börsenkotierten Gesellschaften (*Fortune 500*) haben hier ihren Sitz.

Schummrige Hochburg

Delaware ist aber auch seit 70 Jahren die Heimat von Joe Biden, Präsidentschaftskandidat der Demokraten. Fast vier Jahrzehnte lang vertrat er den Staat im US-Senat. Seinen gegenwärtigen Wahlkampf leitet er vom Keller seines Hauses in der Hauptstadt Wilmington. Auch sonst ist Delaware durch und durch demokratisch; der Gouverneur, beide Senatoren, die Abgeordnete im Repräsentantenhaus. Letztmals war anfangs der Neunzigerjahre ein Republikaner Gouverneur.

Delaware ist im Kreuzfeuer derjenigen, die die finanzielle Privatsphäre kritisch sehen und die Firmensteuern weltweit vereinheitlichen wollen. 2012 schrieb die *New York Times*, die «grösste aller Steueroasen» liege in Wilmington, Delaware, nur 100 Meilen von Washington D.C. entfernt. Acht Jahre später ist die Lage unverändert. Auf der Liste von Steuerparadiesen des «Tax Justice Network» rangieren die USA mit Delaware auf dem zweiten Platz nach den Cayman Islands; die Schweiz folgt auf Rang 3.

Sogar der in Schweizer Bankkreisen berühmte Ex-Senator Carl Levin, der den Feldzug

der USA gegen das helvetische Bankgeheimnis anführte, resignierte vor Delaware: «Wir werden als Heuchler angesehen.» Auf der einen Seite gingen die USA gegen Steueroasen vor, auf der anderen Seite seien sie selber eine. In drei Anläufen hatte der demokratische Senator aus Michigan versucht, in den USA Transparenzregeln durchzusetzen, zuletzt 2013. Ein Jahr nach dem letzten Versuch trat er zurück, seither ist Ruhe im Parlament. Am Abschluss der Levin-Anträge war ein demokratischer Senator aus Delaware

Für Kontroversen sorgt auch, dass er seine Einkünfte aus Reden nicht versteuert. In Delaware.

prominent beteiligt: Tom Carper, der mit Biden zusammen den Staat zwischen 2000 und 2008 vertrat und dem Parlament bis heute angehört.

Und Biden selbst? Da das Thema erst nach seinem Amtsantritt als Vize von Präsident Obama auf den Tisch kam, sind seinerseits keine direkten Interventionen zugunsten der heimischen Steueroase überliefert. Was aber auffällt, ist Bidens tosendes Schweigen. Der Politiker kämpft mit seiner Partei zwar gegen böse Konzerne, höhere Steuern und mehr sozialen Ausgleich, aber zu seinem Steuerparadies bleibt Biden stumm wie ein Grab. Auch im Wahlkampf ist es kein Thema. Man sieht es ihm anscheinend nach, dass er sich mit einem Steuermodell arran-

gierte, das seine Partei in anderen Staaten aufs Heftigste bekämpft.

Unbeliebt bei den Linken seiner Partei machte sich Joe Biden dennoch. In den 1990er- und frühen 2000er-Jahren lobbyierte er erfolgreich im Senat für einen anderen wichtigen Bereich des Delaware-Finanzplatzes: Privatkredite wie Studienkredite oder Kreditkarten. Einige der grössten Gesellschaften sitzen in Delaware. Hier setzte Biden bankenfreundliche Regeln durch. Seine Widersacherin war seine Parteikollegin und Senatorin Elizabeth Warren. Das Klima zwischen den beiden blieb angespannt. Auch bei Konsumentenorganisationen, die den Demokraten nahestehen, ist Bitterkeit gegenüber Joe Biden geblieben – verstärkt durch die Tatsache, dass dessen Sohn Hunter während zehn Jahren auf der Gehaltsliste von MBNA stand, einer grossen Bank in Delaware.

Seine «Meister nie enttäuscht»

In der Finanzierung der Biden-Wahlkämpfe spielt Delaware eine wichtige Rolle. 2008, als Biden Vizepräsident wurde, schrieb der konservative Kommentator Alexander Cockburn (1941–2012), die «erste Pflicht» eines Senators aus Delaware bestehe darin, sich für die Banken und Grossfirmen einzusetzen, «die den kleinen Staat als Briefkasten und juristischen Zufluchtsort nutzen». Biden, der Geschmeidige, habe «seine Meister in dieser vorrangigen Aufgabe nie enttäuscht».

Dessen ungeachtet gab sich «average Joe» Biden immer als durchschnittlicher Amerikaner. Bei seinem letzten Senatswahlkampf war er stolz darauf, mit einem Vermögen von nur etwa 30 000 Dollar zu den ärmsten Senatoren zu gehören. Für Kontroversen sorgt weiter, dass es Bidens familiäres Umfeld während (oder wegen) seiner öffentlichen Ämter zu Wohlstand gebracht hat. Auch wurde letztes Jahr bekannt, dass Biden die üppigen Honorare für Reden als ehemaliger Vizepräsident – die Rede ist von total 15 Millionen Dollar seit 2016 – nicht als persönliches Einkommen deklarierte. Er leitete sie durch eine sogenannte S-Corporation. Mit Sitz in Delaware.



„Na dann: Schönen Urlaub!“

Geld im Handtäschli

Wie retten wir Viola Amherd vor Donald Trump?



Die angeblich neutrale Schweiz war in der Nachkriegszeit faktisch Bestandteil der Nato und ihrer Geheimarmeen. Das Volk war und ist damit irgendwie auch einverstanden. Deshalb löste der unglaubliche Zuger Crypto-Skandal keine grossen medialen und politischen Wellen aus. Nur grosse Naivlinge glauben an die immerwährende Neutralität. Die ändern tun nur so.

Lange Zeit sah es so aus, als werde das Volk ja sagen zur Anschaffung neuer Kampfflugzeuge. Inzwischen ist das Rennen wieder ein klein wenig offener. Niemand setzt sich so richtig für die Flieger ein. Warum?

Die Anti-Virus-Mobilisierung der Armee klappte. Die Demobilisierung klappte nicht. Die angeblich beste und schnellste Armee der Welt lungerte während Wochen einfach nur herum. Und lieferte stinkende Schimmelmasken aus.

Es gibt auf der Welt kein dreckigeres Geschäft als Flugzeugbeschaffungen. Überall wird bestochen und gelogen. Zvika Haimovich war Luftwaffenkommandant der Israelis. Anders als der EMD-Astronaut und «Experte» Nicollier versteht er etwas von Luftkampf und Krieg. Für den Israeli reichen zehn neue Kampfflugzeuge. Alles andere bringe nichts. Für die Befürworter ist Haimovich befangen, weil er Drohnen verkauft. Aber vermutlich hat er trotzdem recht.

Denn neue Kampfflugzeuge helfen nichts gegen die real existierenden Gefahren. Gegen Terroristen-Drohnen. Gegen implodierte Atomkraftwerke. Gegen starke Erdbeben. Gegen flachliegende Stromnetze und Pandemien.

Die Luftwaffe bevorzugt derweil den F-35, obwohl dieses amerikanische Tarnkappen-Mehr-

zweckkampfflugzeug ein Schönwetterflieger ist. Der F-35 darf zudem erst starten, nachdem amerikanische Offiziere jeweils auf den grünen Knopf gedrückt haben. Wir bekommen keinen Zugriff auf die Blackbox der Bomber, die wir kaufen sollen. Crypto-Schweiz wie gehabt.

Unser Luftraum wird wie jener von Österreich so oder so von der Nato kontrolliert. Österreich will seine Eurofighter allenfalls nach Indonesien verkaufen und keine neuen kaufen. Für die Kontrolle des Luftraums könnte man zusammen mit Österreich die taffen Pilatus-Werke bitten, ein

Unzufrieden sein wird Trump, der die US-Wahlen im November voraussichtlich gewinnen wird.

paar PC-12 für militärische Zweck um- und aufzurüsten. So wie sie dies in Stans mit den Vorgängermodellen erfolgreich gemacht haben.

Weltweit tobt ein offener Kampf der Machtblöcke. Selbst zwischen den USA und der EU. Donald Trump lässt nichts anbrennen. Wer nicht marschiert, wird mit Strafzöllen eingedeckt und erpresst. Und im Gegenzug wird die EU – wie der Brexit zeigt – homogener und härter.

Viola Amherd hat uns unsinnigerweise die Strategie «Katze im Sack» aufs Auge gedrückt. Die Schweizerinnen und Schweizer sollen ja sagen zu einem neuen Kampfflugzeug samt etwas Boden-Luft-Raketen, ohne zu wissen, was die Militärs kaufen werden.

Nach einem Ja liegt die zwanzig Milliarden schwere Beute auf dem Tisch. Die selbst-

gestellte Falle: Amherd muss kaufen, so oder so. Donald Trump wird sich für die amerikanische Rüstungsindustrie einsetzen. Und der Schweizer Pharmaindustrie mit Strafzöllen drohen. Emmanuel Macron wird nicht viel weniger zimperlich sein.

Was wird die Oberwalliserin dem Bundesrat vorschlagen? Kuchenteilen. Die Schweiz kauft zwölf Tarnkappenbomber F-35 von den Amerikanern und zwölf Rafale-Kampfflieger von den Franzosen. Weil sich – wie neue Expertisen beweisen werden – die beiden Flugzeugtypen ideal ergänzen. Zwölf für schönes Wetter und zwölf für strubbes Wetter. Statt 30 Kampfflieger gibt es halt der Sicherheit zuliebe nur 24 Kampfflieger. Immer noch vierzehn zu viel.

Emmanuel Macron wird sich damit zufriedengeben. Opa Joe Biden auch. Nicht aber Donald Trump, der die amerikanischen Wahlen voraussichtlich gewinnen wird. Er mag keine halben Sachen.

Ist Viola Amherd eine Angela Merkel, die Drohungen stoisch aussitzt? *Sicher nöd.*

Die Intelligenteren im VBS haben längst begriffen, dass Viola Amherd nichts Besseres passieren kann als ein Nein des Volkes. Weder Trump noch Macron könnten die Schweiz nach einem Volks-Nein erpressen. Die Oberwalliserin könnte sich in den nächsten vier Jahren mit viel Geld im Handtäschli endlich den realen Gefahren, die der Schweiz drohen, widmen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Königliche Genfer Millionen

Juan Carlos parkierte 2008 eine rätselhafte, mutmasslich unversteuerte Zahlung von 100 Millionen Dollar bei der Genfer Privatbank Mirabaud. In Spanien lassen Justiz und Medien nicht locker.

Christoph Mörgeli

Am 13. und 14. Mai 2011 stattete das spanische Königspaar der Schweiz einen Staatsbesuch ab. Als der Frauenversteher Juan Carlos I. Bundespräsidentin Micheline Calmy-Rey galant die Hand küsste, wusste diese kaum, dass des Königs Verhältnis zu seiner Königin Sophia längst zerrüttet war. Erst recht ahnte die Genfer Sozialdemokratin nichts von der Tatsache, dass Juan Carlos ein Konto bei der Genfer Privatbank Mirabaud besass, auf dem 100 Millionen Dollar lagen – ein rätselhaftes Geschenk des saudischen Königs Abdullah, das heute Politik, Medien und Justiz beschäftigt.

Die «Panama Papers» brachten es an den Tag: Der märchenhaft reiche saudische König soll im Jahr 2008 dem spanischen König Juan Carlos hundert Millionen Dollar überwiesen haben. Diese runde Summe gelangte auf ein Konto der Genfer Privatbank Mirabaud, das auf den Namen «Lucum Foundation» mit Sitz auf den Bahamas lautete, dessen einziger Begünstigter Juan Carlos sein soll. Über den Anlass der milden Gabe wird spekuliert. Spanische Medienberichte mutmassen, dass es sich um Schmiergelder oder Kickback-Zahlungen handelt. Und zwar für Juan Carlos' Vermittlerdienste beim Bau einer zweigleisigen Hochgeschwindigkeitsstrecke, die über 450 Kilometer Medina mit Mekka verbindet.

Ein spanisch-saudisches Konsortium hat 2011 den Zuschlag für den lukrativen Auftrag erhalten. Da stellen sich Fragen: Hat der Monarch von Spanien wirklich drei Jahre, bevor das Geschäft abgeschlossen wurde, kassiert? Wieso sollte der Staat Saudi-Arabien als Auftraggeber zahlen und nicht eher die mit einem Auftrag belohnten Firmen? Und hatte der rein konstitutionelle König Juan Carlos überhaupt die Macht, einen solchen Grossauftrag an die Privatindustrie in die erwünschten Kanäle zu leiten?

Spanische Pässe versprochen?

Quellen in Genf, die mit dem Königshaus Saud eng verbunden sind und über beste Informationskanäle verfügen, erzählen die Geschichte anders: Das absolut herrschende



Haufenweise Probleme: Juan Carlos (l.) mit Micheline Calmy-Rey, 2011.

Königshaus Al Saud ist seit vielen Jahren heftigsten Anfeindungen ausgesetzt. Die westlich orientierte, proamerikanische Aussenpolitik, zunehmend auch eine Innenpolitik der vorsichtigen Öffnung förderten den Hass vieler Fundamentalisten auf die Monarchie. Das strategische Ziel von Terroristen ist es, die saudische Königsfamilie zu stürzen. Regelmässig kam es zu Attentaten, Geiselnahmen und Terrorwellen, speziell häufig nach dem 11. September 2001. Allein in den Jahren 2003 und 2004 wurden 22 Terroranschläge im Königreich gezählt.

Gemäss der Genfer Quelle fühlte sich die saudische Königsfamilie im eigenen Land nicht mehr sicher und prüfte Szenarien einer Emigration. Nun gibt es etwa fünf- bis siebentausend Prinzen königlichen Geblütes, und sie werden grosszügig aus Staatsmitteln finanziert. Zusammen mit ihren Familien dürfte es sich um Zehntausende von Personen handeln, die sich bedroht fühlten. Unter Vermittlung von König Juan Carlos sei eine Vereinbarung zustande gekommen, gemäss der die Angehörigen der Saud-Dynastie mit dem spanischen Pass ausgestattet

werden sollten, was ihnen erlaubt hätte, sich in Spanien oder anderswo in der westlichen Welt niederzulassen. In Marbella bezieht die saudische Königsfamilie regelmässig den Palacio el Rocio und ist überhaupt häufig zu Gast an der Costa del Sol. In verschiedensten anderen Orten hat sich das saudische Herrscherhaus zahlreiche Wohnsitze gesichert – nicht zuletzt in der Schweiz am Genfersee.

Tatsache ist, dass der spanische Staat – auch unter dem Druck der angesehenen Zeitung *El País* – restlose Aufklärung über die Geldflüsse an Ex-König Juan Carlos verlangt. Offizielle spanische Rechtshilfebegehren an die Schweiz wären in näherer Zukunft keine Überraschung. Seit 2018 ermittelt der Genfer Staatsanwalt Yves Bertossa wegen mutmasslich problematischer Transaktionen, die Bahamas-Konten der Privatbank Mirabaud betreffen. König Felipe VI., der 2014 den Thron von seinem abgedankten Vater Juan Carlos übernommen hat, musste vorsorglich auf sämtliche väterliche Erbensprüche verzichten. Gegenwärtig soll die Genfer Staatsanwaltschaft gegen einen Genfer Anwalt, einen

Genfer Fondsmanager und die schillernde Geschäftsfrau Corinna Larsen, angeheiratete und geschiedene zu Sayn-Wittgenstein ermitteln.

Diese hat letzte Woche in einem grossen BBC-Interview freimütig über ihre angebliche Beziehung zu Juan Carlos gesprochen. Die heute 56-Jährige habe den 26 Jahre älteren Monarchen 2004 an einer Jagdveranstaltung kennengelernt. Es sei zu einer tiefen, emotionalen Beziehung gekommen. Diese wurde 2012 öffentlich, als Bilder und Berichte über eine gemeinsame Elefantenjagd in Afrika auftauchten. Gemäss Larsen wollte Juan Carlos sich sogar von seiner Frau Sophia scheiden lassen und sie heiraten. Die königlichen Infanten drängten hierauf den Vater zum Rücktritt, das Verhältnis zu Larsen zerbrach angeblich an dessen Untreue.

Mirabauds Bahamas-Konten

Das Genfer Konto wurde geschlossen, nachdem der König mit seiner Luxusjagd in Botswana inmitten der spanischen Finanzkrise für unliebsame Schlagzeilen gesorgt hatte. Kurz zuvor, im Juni 2012, waren aber vom königlichen Konto bei Mirabaud noch 65 Millionen Dollar an Corinna Larsen geflossen. Deren Konto – ebenfalls auf den Bahamas ansässig – lautete auf die kleine Genfer Privatbank Gonet & Cie. Der Anwalt von Larsen bezeichnete die Zahlung als «unerwartetes Geschenk», sie selber sah den Grund in «Dankbarkeit und Liebe», denn Juan Carlos habe sie damals «zurückgewinnen» wollen. Später transferierte Larsen 39 Millionen Dollar davon auf ihr Konto bei der New Yorker Fieldpoint-Private-Bank und weitere 11 Millionen an eine britische Bank.

Wie die Zeitung *El País* berichtete, interessiert sich Staatsanwalt Bertossa vor allem für eine Überweisung von 3,5 Millionen Dollar der Lucum Foundation bei Mirabaud auf ein Konto bei der auf den Bahamas ansässigen

Ist die Immunität des Ex-Monarchen bis 2014 auch für die Schweizer Ermittler bindend?

Genfer Bank Pictet & Cie. Dieses Konto lautete auf eine Gesellschaft namens Dolphin, die auf denselben Genfer Rechtsanwalt lautet, der auch die Lucum-Stiftung für den ehemaligen spanischen König leitet. Gegenüber der Staatsanwaltschaft wollte Corinna Larsen nichts von dieser speziellen Transaktion wissen («Ich wurde darüber nicht informiert»).

Offenbar geht die Genfer Staatsanwaltschaft verschiedenen Zahlungen von Juan Carlos an Corinna Larsen nach. Larsen verwendete 1,67 Millionen Euro zum Kauf eines Luxushauses am Londoner Eaton Square im Wert von 5,4 Millionen Euro. Die Ermittler prüfen einen weiteren Immobilienkauf durch ein von Larsen gehaltenes Unternehmen im Norden Londons.

Juan Carlos half Larsen angeblich auch beim Kauf und bei der Renovierung von zwei Apartments im Waadtländer Skigebiet Villars-sur-Ollon. Die Staatsanwaltschaft ist auch an einer Überweisung in Höhe von 5 Millionen Dollar interessiert, die 2014 wenige Wochen nach dem Staatsbesuch von Juan Carlos in Kuwait auf Larsens Konto bei Mirabaud landete. Larsen spricht von einer Zahlung als Gebühr für ihre Beratungsleistungen.

Mittlerweile wurde auch die spanische Justiz aktiv, wobei für sie aus Gründen der Immunität nur Vorgänge nach Juan Carlos' Amtszeit in Frage kommen. Im März dieses Jahres wurde Yves Mirabaud von der Genfer Staatsanwaltschaft als Auskunftsperson befragt. Dem Präsidenten der Vereinigung Schweizerischer Privatbanken und Befürworter des EU-Rahmenvertrags kommen der öffentliche Wirbel und die Ermittlungen wegen angeblicher Geldwäscherei sehr ungelegen; er liess verschiedene Passagen in Artikeln von Westschweizer Medien berichtigen. Das unversteuerte Geld von Juan Carlos wurde 2008 unter Mitverantwortung von Pierre Mirabaud entgegengenommen, der damals als Präsident der Schweizerischen Bankiervereinigung amtierte.

Es stellen sich viele Fragen: Hat Juan Carlos seine Geliebte benutzt, um sein Saudi-Konto zu verstecken? Sieht Corinna Larsen alias zu Sayn-Wittgenstein jetzt ihre Chance, das Geld an sich zu bringen, zumal weder das saudische Königshaus noch die königlichen spanischen Erben etwas davon wissen wollen? In diese Richtung weist ein Schreiben Juan Carlos' an die Lucum-Stiftung der Bank Mirabaud, worin dieser nach dem Bruch mit Larson bekräftigte: «Ich garantiere und bestätige, dass Prinzessin Corinne zu Sayn-Wittgenstein unter keinen Umständen treuhänderisch in meinem Namen amtet.»

Nicht nur der nach Abu Dhabi geflohene Juan Carlos hat haufenweise Probleme – mit seiner Familie, seiner Ex-Geliebten, der spanischen Politik, den Strafverfolgungsbehörden und den Antimonarchisten. Auch die Schweiz hat einige Fragen zu beantworten: Ist die Immunität des Ex-Monarchen bis 2014 auch für die Schweizer Ermittler bindend? Wagt es Staatsanwalt Bertossa, sich mit den Privatbankiers anzulegen? Warum haben die Banken Mirabaud und Gonet nicht besser hingesehen, wo es sich doch bei Juan Carlos um eine «politisch exponierte Person» (PEP) handelte? Ist die Bankenaufsicht untätig geblieben? Die Finma antwortet: «Wie üblich äussern wir uns weder zu allfälligen Bankkunden von Schweizer Banken noch zu allfälligen laufenden Abklärungen oder Verfahren.» Für alle genannten Personen gilt die Unschuldsvermutung. Dass ein König und damit eine politisch exponierte Person begünstigter eines Kontos war, geht aus den Dokumenten klar hervor. Spätestens dies hätte der Finma und Mirabaud spanisch vorkommen müssen.

MÖRGLI

Absurditäten statt Argumente

Endlich herrscht Abstimmungskampf. Wenn auch mit abwegigen Argumenten. Die *Sonntagszeitung* ärgert sich über einen Werbekurzfilm für die Begrenzungsinitiative. Der Film könne als «rassistisch empfunden werden», rümpft das Blatt seine Nase. Obwohl nicht einmal die Rassismuskommission den Film als rassistisch empfand. Die SVP habe es verpasst, eine Debatte über die Probleme der Zuwanderung zu lancieren. Dabei hat gerade das Mädchen im Filmchen eine hitzige Debatte entfacht. Nämlich darüber, welche Schweiz wir den künftigen Generationen übergeben wollen.

Auf Tiktok tobt ein bärtiger junger Mann in gebrochenem Dialekt: «SVP – was lauft mit eu, ihr Baschtarde. Ihr sind richtigi Baschtarde. Nei, mir Ussländer sind nöd s Problem. Ihr SVP i de Schwiiz, ihr sind s Problem.» Den «Scheiss-Scheiss-Gsichter i de SVP» folgen ein neuerliches «Baschtarde» und ein zielgenaues Ausspucken. Wenn Ausländergruppen dieser Geistesrichtung weiter massenhaft zuwandern, wird das überzeugendste politische Argument wieder die Hinrichtung.

Im Gegensatz zum Film mit einem über die Zuwanderung besorgten Mädchen wird dieser dezente Beitrag kaum entfernt werden. Derweil droht Tamedia flächendeckend: «Begrenzungsinitiative gefährdet Standort Schweiz». Denn «ein Ja zur SVP-Initiative könnte bedeuten, dass Konzerne Stellen aus der Schweiz in die USA auslagern». Ach ja? Eben waren doch noch Fachkräfte aus der EU gefragt. Und eine Personenfreizügigkeit kennen die mauerbauenden Amerikaner nicht wirklich.

In der «Arena» des Schweizer Fernsehens rechnete die Aarburger Sozialvorsteherin Martina Bircher vor, dass 30 Prozent der Sozialhilfebezüger über die Personenfreizügigkeit hereingekommen sind. Und dass sich die Zahl der Sozialhilfebezüger innert zwölf Jahren verdoppelt, bei einzelnen Nationen verdreifacht habe. Worauf Laura Zimmermann von der Operation Libero meinte, man müsse als «Faustregel» festhalten: «Wenn die SVP eine Zahl in den Raum wirft, kann man grundsätzlich mal eine Null wegnehmen, dann stimmt sie ungefähr.» Dabei sind die Zahlen von Martina Bircher leider echt. Jedenfalls echter als die Haarfarbe der neuerdings blonden Laura Zimmermann.

Christoph Mörgeli

Bigler im Kampfmodus

Gewerbeverbands-Direktor Hans-Ulrich Bigler bleibt ein Machtfaktor der Schweizer Politik, auch ohne Nationalratsmandat. Seine vielen Gegner treibt er regelmässig zur Weissglut.

Hubert Mooser

Gewerbeverbandsdirektor Hans-Ulrich Bigler hat wieder einmal Ärger mit Economiesuisse. Der Dachverband der Wirtschaft schlug zunächst Krach, weil der Schweizerische Gewerbeverband (SGV) die Konzernverantwortungsinitiative bisher nicht zur Ablehnung empfohlen hat. Damit gerieten die Konzernlobbyisten bei Bigler allerdings an den Falschen. Er wechselt bei Druck umgehend in den Kampfmodus, besonders wenn Economiesuisse wegen Abstimmungsparolen laut wird.

Bigler hat nicht vergessen, dass Economiesuisse ihn 2015 beim Referendum gegen die Revision des Radio- und Fernsehgesetzes im Stich liess. Auch während der Coronakrise fühlte er sich alleingelassen. Economiesuisse denke nur dann an die kleineren und mittleren Unternehmen, wenn sie deren Unterstützung bräuchten, schrieb er in der *Gewerbezeitung*. Das sei bei der Konzernverantwortungsinitiative wieder der Fall. Wie er abstimmen werde, sei offen. Diese Worte brachten Economiesuisse-Direktorin Monika Rühl derart in Rage, dass sie den SGV-Direktor öffentlich abkanzelte.

«Biglers Kampfmaschine»

Kontroversen wie diese sind das tägliche Brot des SGV-Direktors. Der Harley-Davidson-Fahrer, der regelmässig Gottesdienste einer grossen evangelischen Freikirche in Zürich besucht, hat sich im Berufsleben den Habitus eines unbequemen und provokativen Zeitgenossen erarbeitet. Bigler steht rechts, denkt liberal, aber vor allem ist er ein engagierter Kämpfer gegen die ausufernde Verwaltungsbürokratie und der Prototyp eines knorrigen Verbandsdirektors, der sagt, was er denkt. Das zeichnet ihn aus. Das kann er sich auch leisten.

Bigler leitet die grösste Unternehmerorganisation der Schweiz. Der SGV vertritt die Interessen einer halben Million kleinerer und mittlerer Unternehmen. Ohne «Biglers Kampfmaschine», wie die NZZ den Gewerbeverband einmal nannte, haben es die anderen Wirtschaftsverbände gegen linke Anliegen wie die Konzernverantwortungsinitiative deutlich schwerer.



Ungeschminkt: der Verbandsdirektor.

Es war gerade Biglers Gradlinigkeit und die kompromisslose bürgerliche Haltung, die ihn für den Job an der Spitze der mächtigen Organisation qualifizierten. Das war 2008, als der langjährige SGV-Direktor Pierre Triponez (FDP) zurücktrat. Dieser hatte gegen Ende seiner Karriere das rechte Lager gegen sich aufgebracht, als er im Nationalrat mit einem Vorstoss der Mutterschaftsversicherung zum Durchbruch verhalf. Der stramm rechts positionierte Bigler, ebenfalls ein Freisinniger, war die Reaktion auf diesen ordnungspolitischen Sündenfall, wie der ehemalige SVP-Nationalrat Toni Bortoluzzi die Episode einmal kritisch beschrieb.

Der 62-jährige Bigler ist in Zollikofen (BE) aufgewachsen und studierte in den 70er Jahren Wirtschaft an der Universität Bern, als dort renommierte Dozenten wie Karl Brunner oder Jürg Niehans lehrten. Nach dem Studium zog es ihn ein erstes Mal zum Gewerbeverband. Mitte der neunziger Jahre wurde er Direktor des Verbands der Print- und Medienindustrie (Viscom), später übernahm er die Leitung des Unternehmerverbandes der schweizerischen Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie (Swissmem). Seit zwölf Jahren führt Bigler nun den Gewerbeverband.

Parallel dazu verlief die militärische Karriere. Bigler brachte es bis zum Oberst im Generalstab. Auf die Frage, was ihn die Militärlaufbahn gelehrt habe, sagt er: unter Zeitdruck praktikable Lösungen zu erarbeiten.

Feindbild der Linken

Politisch war er anfänglich vor allem hinter den Kulissen aktiv. Das änderte sich 2015, als ihn die Zürcher in den Nationalrat wählten. Nun konnte er auf der grossen Bühne kostspielige Entscheide des Parlamentes anprangern: die Massnahmen zur Stabilisierung der AHV, Kompromisse bei der zweiten Säule, den Vaterschaftsurlaub, die Anschubfinanzierung für Kinderkrippen. Eines Tages werde es für die Jungen ein böses Erwachen geben, warnt Bigler.

Engagiert ist er auch in der Energiepolitik. Frohgemut spricht der Präsident des Nuklearforums von einem Comeback der Atomkraft, nachdem sich bei einer Befragung der FDP-Basis 56 Prozent der Mitglieder für den Bau neuer Atomkraftwerke ausgesprochen hatten.

Seine Positionen und die ungeschminkte Art, seine Meinung kundzutun, machen ihn zum Feindbild der Linken. Aber auch Mitte-Politiker wie der Bierbrauer und CVP-Nationalrat Alois Gmür haben Mühe mit Bigler. Andere wie Gewerkschaftsbundpräsident und SP-Nationalrat Pierre-Yves Maillard beurteilen den SGV-Direktor differenzierter. Er verhandle sehr hart, sagt Maillard über ihn. «Wir haben es aber geschätzt, dass er bei der Überbrückungsrente loyal blieb.» Weniger Verständnis zeigt Maillard für Biglers Position bei der Revision der zweiten Säule. Der SGV bekämpft hier den Kompromiss zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern.

Bigler sitzt inzwischen nicht mehr im Nationalrat. Die grüne Welle bei den Wahlen 2019 hat ihn ebenso aus dem Amt gespült wie SGV-Präsident Jean-François Rime (SVP), der bald von CVP-Nationalrat Fabio Regazzi abgelöst wird. Bigler wäre aber nicht Bigler, wenn er nach solchen Rückschlägen leisetreten würde, wie das jüngste Intermezzo zwischen ihm und Rühl gezeigt hat.

War's das mit der AfD?

Parteiauswürfe, Intrigen, Fausthiebe: Zerlegt sich die Alternative für Deutschland selbst? Die Führung streitet, die Umfragen sind schlecht, der Eindruck ist schrecklich.

Wolfgang Koydl

Für die deutschen Medien war es ein gefundenes Fressen: AfD-Mann prügelt Parteifreund krankenhaushausreif – das war eine Schlagzeile, die sich der fantasievollste Redaktor nicht zu erträumen wagte. Als Krönung konnte man ein bisschen Häme drüber träufeln: Es sei nur ein freundschaftlicher Knuff gewesen, der seinen Kollegen mit einem Milzriss ins Spital brachte, habe Andreas Kalbitz gesagt, der gestürzte Chef der Alternative für Deutschland (AfD) des Bundeslandes Brandenburg.

Tatsächlich verhielt sich die Sache weit weniger spektakulär. Offenbar war lediglich eine nicht diagnostizierte, aber schon lange vorhandene Zyste in der Milz des Kollegen geplatzt. Dazu bedurfte es keines massiven Faustschlages. Dennoch war der angeblich fatale Boxhieb der vorläufige Tiefpunkt in einem Zwist, der mit dem Parteiausschluss von Kalbitz begann und seitdem die Partei zu zerreißen scheint.

Wertkonservativ, aber wirtschaftsliberal

Initiiert hatte den Rauswurf der AfD-Bundesvorsitzende Jörg Meuthen. Kalbitz habe, so sein Vorwurf, frühere Nähe zu rechtsextremen Organisationen verschwiegen. Im Vorstand fand Meuthen freilich nur eine knappe Mehrheit für die Strafmassnahme. Einflussreiche Parteimitglieder, so sein Co-Vorsitzender Tino Chrupalla, stellten sich hinter Kalbitz, der dem rechten «Flügel» der Partei zugerechnet wird. Kalbitz hatte die AfD bei den letzten Landtagswahlen in Brandenburg zur zweitstärksten Partei gemacht.

Der Streit kommt zu einem ungünstigen Zeitpunkt. Wie alle Oppositionsparteien hat die AfD wegen der Corona-Pandemie an Bedeutung verloren. In einer Krise scharen sich die Bürger um die Regierung. Schliesslich kann alleine sie Massnahmen zur Verbesserung der Lage durchsetzen. Zudem schwebt über den Nationalkonservativen die Drohung einer Beobachtung durch den Verfassungsschutz. Das hätte ernsthafte, ja existenzielle Folgen für Beamte, die sich in der AfD engagieren.

Im Kern freilich hat der Zwist um Kalbitz

Bruchlinien sichtbar gemacht, die sich seit je durch die Partei ziehen. Im Grunde genommen versucht die AfD zwei Parteien miteinander zu vereinbaren, die eigentlich unvereinbar sind.

Einerseits will sie eine Art freidemokratische Partei der sechziger Jahre sein: wertkonservativ in der Gesellschaftspolitik, aber liberal, sprich unternehmensfreundlich in Wirtschaftsfragen. Ausserdem stark in der Verteidigung von Bürgerrechten, die in Deutschland derzeit subtil untergraben und ausgehöhlt werden.

Der Fausthieb war der Tiefpunkt in einem Zwist, der die Partei nun ernsthaft zu zerreißen droht.

Diese Strömung, die damit auch an die CDU vor Angela Merkel anknüpft, ist in den alten deutschen Bundesländern im Westen stark. Repräsentiert wird sie von Meuthen.

Auf der anderen Seite ist da eine Partei, in der sich in gewisser Hinsicht auch die ehemalige prominente Linken-Politikerin Sahra Wagenknecht daheim fühlen könnte. Hart in der Zuwanderung und in Fragen der Integration von Migranten, aber grosszügig mit Unterstützung für weniger Wohlhabende jeder Art. Diese Strömung dominiert in den östlichen Bundesländern und scharft sich um Leute wie den Thüringer AfD-Chef Björn Höcke.



„Und dann haben wir doch noch einen Bauplatz in der Stadt gefunden!“

Symptomatisch für diese Spaltung ist die Rentenpolitik. Auch hier kollidieren bei der AfD privat finanzierte Konzepte mit Vorschlägen staatlicher Largesse. Ein eigens für diese Frage geplanter Sonderparteitag im April fiel Corona zum Opfer. Nun hofft man, sich im Dezember auf ein gemeinsames Vorgehen einigen zu können.

Bislang konnte Parteipatriarch Alexander Gauland die widerstrebenden Teile dieser Zweiparteienpartei zusammenhalten. Doch seitdem sich der 79-Jährige peu à peu aus dem Tagesgeschäft zurückzieht, ist ein Vakuum entstanden, in das vermehrt die Co-Fraktionsvorsitzende Alice Weidel tritt. Für ihre integrativen Fähigkeiten spricht, dass es ihr gelungen ist, die parteiinterne Fehde aus der Bundestagsfraktion weitgehend herauszuhalten. Im parlamentarischen Wettstreit tritt die AfD mit einer Stimme auf.

Parteifreund, Erzfeind

Zur Zeit bietet die Partei ein schreckliches Bild, das sich in sinkenden Umfragezahlen niederschlägt. Und wenn es noch eines Beweises für die Richtigkeit der Sottise bedurft hätte, dass die Steigerung von Erzfeind der Parteifreund ist, so liefert ihn die AfD jeden Tag aufs Neue. Parteimitglieder stechen übelste Verleumdungen und geheime Interna über Kollegen schamlos an die Medien durch.

Dennoch ist es für Nachrufe wohl zu früh. Denn die Themen, die die AfD gross gemacht haben, sind nicht verschwunden. Im Gegenteil, sie dürften im Herbst, spätestens ab Frühjahr die Debatte dominieren: eine beispiellose Wirtschaftskrise mit massenweisen Pleiten und rekordhoher Arbeitslosigkeit, eine weitere Einschränkung der bürgerlichen Freiheiten, mehr Kriminalität, und Verteilungskämpfe angesichts versiegender Steuereinnahmen zwischen Zuwanderern und «jenen, die schon länger hier leben», wie es Ex-SPD-Chef Sigmar Gabriel einst unachahmlich formulierte.

Die AfD steckt in ihrer schwersten Krise und macht grosse Fehler. Aber die Ursachen, warum es sie gibt, sind nach wie vor vorhanden.

Macrons Versuch, die Tore zu schliessen

In Frankreich gerät die Personenfreizügigkeit unter Druck. Paris will die Massenarbeitslosigkeit mit scharfen Regeln für die «entsandten Arbeiter» bekämpfen.

Jürg Altwegg

Die Zeitungen haben die neuen Corona-Hotspots in Südfrankreich umgehend mit den deutschen Schlachtfabriken und deren Zuständen verglichen. Wie in Deutschland wurde das Virus von ausländischen Arbeitskräften eingeschleppt. Wie im Nachbarland wohnten die Fremdarbeiter in schäbigen Unterkünften. Die mehr als 200 Covid-19-Infizierten waren als sogenannte «entsandte Arbeitskräfte» (*travailleurs détachés*) nach Frankreich gekommen, zusammen mit Tausenden von Ausländern. Sie leben – bei Bauern oder auf dem Bau – in Verhältnissen, in welchen weder Hygieneregeln noch Abstandsvorschriften eingehalten werden können. Entdeckt wurden die Fälle im Juni, doch überrascht hat das niemanden, die Zustände sind seit längerem bekannt.

Illegal hatten die gut 200 Arbeitskräfte mitten im Lockdown die Pyrenäen überschritten. Es sind keine Europäer, sondern Lateinamerikaner und Afrikaner. Eingeschleust hatte sie Terra Fecundis. Hinter dem humanistisch klingenden Namen versteckt sich keine NGO von Flüchtlingshelfern, sondern eine im spanischen Murcia eingetragene Agentur für die Vermittlung von Arbeitskräften. Nach offiziellen Angaben versorgt Terra Fecundis in der Provence jährlich 500 Landwirtschaftsbetriebe mit 5000 Saisoniers – vermutet wird darüber hinaus eine hohe Zahl von Schwarzarbeitern. Wie viele während des Ausnahmezustands kamen, ist nicht bekannt – bitter hatten sich die französischen Unternehmen über ihr Ausbleiben beklagt.

Verzerrter Wettbewerb

Seit dem Tod eines Costa-Ricaners vor ein paar Jahren sorgt Terra Fecundis für negative Schlagzeilen und Klagen der Gewerkschaften. Sie bezichtigen die Organisation der «modernen Sklaverei». Die Wochenzeitung *Le Réveil du Midi* berichtet von mindestens sechs laufenden Verfahren. Die Justiz ermittelt wegen Schwarzarbeit, Ausbeutung, Erpressung, Sozialdumping. «Wir halten uns strikt an die europäischen Reglemente», versichert der Anwalt des Unternehmens. Die französischen Behörden werfen Terra Fecundis dagegen syste-

matischen Missbrauch vor. Für missbräuchlich halten sie auch die Ansiedlung der Organisation in Spanien, denn diese ist hauptsächlich in Frankreich tätig. Allein für die Jahre 2012 bis 2015 werden die hinterzogenen Sozialabgaben auf über 120 Millionen Euro hochgerechnet.

Die europäische Direktive über die «Entsendung von Arbeitnehmern» wurde erlassen, um in den EU-Staaten die nationalen Kartel-



Inländervorrang durch die Hintertür: Präsident Macron.

le aufzumischen. (Es gilt das Prinzip «Gleicher Lohn für gleiche Arbeit am gleichen Ort».) Die Löhne bestimmt der Arbeitsmarkt im Herkunftsland, in dem auch die Sozialleistungen abgerechnet werden – wenn überhaupt. 2008 waren in Frankreich 95 621 «entsandte Arbeiter» gemeldet. Zehn Jahre später waren es 588 128. Ihre Arbeitgeber übernehmen Aufträge zu Tiefpreisen, bei denen einheimische Unternehmen nicht mithalten können. Die Arbeiter beziehen niedrige Löhne, für die kein Franzose arbeitet.

Für den Wettbewerb war die europäische Direktive förderlich. Sie hat aber auch zu seiner Verzerrung geführt, die Emmanuel Macron schon im Wahlkampf zu bekämpfen versprach: Die französischen Unternehmen werden benachteiligt und die Arbeitslosen nicht zum Arbeiten animiert. In Brüssel war Macron erfolgreich: Ende Juli traten neue Regeln in Kraft. Ausländische Unternehmen müssen fortan ihre in Frankreich tätigen Angestellten nach den fran-

zösischen Ansätzen bezahlen: gleiche Arbeit, gleicher Lohn. Zudem müssen sie auch für deren Reisekosten aufkommen und Spesen für Kost und Logis übernehmen.

«Zeit massiver Arbeitslosigkeit»

Zu Hause tut sich Macron mit seinen Reformen schwerer. Seit zwei Jahren versucht er es mit den Mitteln der Repression: Die Kontrollen wurden intensiviert, 884 Bussen ausgesprochen und Betriebe geschlossen. Die Forderungen auf Nachzahlung von Abgaben spülten vier Millionen Euro in die Kassen. Laut dem *Figaro* hat der neue Premierminister Jean Castex den Kampf gegen die «entsandten Arbeitskräfte» zur Priorität erklärt und die Gewerkschaften mobilisiert.

Das Baugewerbe und die Bauernverbände bekräftigen ihren Willen. Aber allein in der Landwirtschaft fehlen trotz 100 000 «entsandten Arbeitern» noch mindestens ebenso viele Saisoniers. Der zuständige Minister Julien Denormandie sagt es klipp und klar: «Wir können das nicht stoppen, solange wir keine Alternative haben.»

Am schwierigsten wird es sein, die Franzosen auf die Felder und die Baustellen zu schicken. An der Personenfreizügigkeit kann Macron nicht rütteln, und einen «Inländervorrang» – wie ihn das Rassemblement national (ehemals Front national) fordert – kann er aus ideologischen Gründen nicht proklamieren. Aber fördern will ihn der Präsident sehr wohl. «In einer Zeit massiver Arbeitslosigkeit ist der massenhafte Einsatz von entsandten Arbeitern unverständlich», sagt Umweltministerin Elisabeth Borne.

Nächste Woche will Paris ein gewaltiges Hilfsprogramm für die Wirtschaft starten: Hundert Milliarden Euro soll es umfassen. Darf nicht mehr auf «entsandte Arbeitskräfte» zurückgreifen, wer davon profitieren will? Darf man noch mit Unternehmen zusammenarbeiten, die sie beschäftigen? Die Fragen stehen im Raum, und Europa wird aufmerksam nach Frankreich schauen. Hier sind die meisten «entsandten Arbeitskräfte» tätig, und von allen EU-Staaten entsendet Frankreich am drittmeisten Arbeitnehmer ins Ausland.

In der Solidaritätsfalle

Man kann doch wegen Corona nicht alle auf unabsehbare Zeit in Gemeinschaftshaftung nehmen.



Ich hätte nicht gedacht, dass ich das jemals sagen würde: Jacqueline Fehr scheint derzeit eine der wenigen vernünftigen Stimmen hierzulande zu sein. Während landauf, landab über Maskenpflicht beim Einkaufen, über Partyverbote oder verschärfte Quarantänen geredet wird, sticht die Zürcher SP-Regierungsrätin als einsame Ruferin gegen den Corona-Aktivismus heraus. «Hospitalisierung sehr tief, Reproduktionsfaktor <1, Risiko, durch Covid gesundheitliche Schäden zu erleiden, aktuell sehr tief. Rechtfertigt das jetzt Grundrechtseingriffe?», twitterte Fehr jüngst zur Frage der Maskenpflicht in Zürcher Läden. Auch wenn man davon ausgehen kann, dass beim Sololauf der gewieften Jacqueline Fehr politische Motive mitspielen, wirken ihre Aussagen, für sich allein genommen, wie Frischluft.

Interessant an der Corona-Debatte ist, dass es sich für einmal nicht um eine Frage von rechts oder links handelt. Es gibt linke Politiker, die sich den unentwegt verbreiteten Katastrophenszenarien entgegenstemmen und nichts davon halten, die Grundrechte auf Vorrat einzuschränken. Und es gibt bürgerliche Politiker, die von Beginn weg im Panikmodus waren und bei denen man den Eindruck hat, sie würden am liebsten den Polizeistaat ausrufen.

Auch im privaten Kreis finde ich es überraschend zu sehen, wie unterschiedlich die Freunde und Bekannten die Lage einschätzen: Durch und durch freiheitliche Geister haben plötzlich grösstes Verständnis für staatliche Eingriffe und verurteilen Maskenverweigerer aufs Schärfste, während sonst eher staats-treu Gesinnte zunehmend rebellisch werden

und finden, dass die Pandemie von wichtigeren Epidemien und überforderten Beamten hochgespielt werde.

Nach sechs Monaten Corona-Erfahrung ist es heute möglich, die Bedrohungslage aufgrund der Statistiken einigermaßen nüchtern einzuordnen. Dazu sollte man sich nicht auf die täglich gemeldeten positiven Testergebnisse konzentrieren, die wenig bis nichts aussagen; dass diese «Fälle» in den letzten Wochen zugenommen haben, ist sattsam bekannt. Leider viel defensiver wird kommuniziert, wie viele der «Positiven» tatsächlich an Covid-19 erkranken und wie viele von ihnen so schwere Symptome entwickeln, dass sie sich in Spitalpflege begeben müssen.

Liegt es vielleicht daran, dass es hier nur wenig zu berichten gibt? Dass man mit den Hospita-

Interessant an der Corona-Debatte ist, dass es sich für einmal nicht um eine Frage von rechts oder links handelt.

lisierungen keine Alarmstimmung verbreiten kann? Die Zahlen sind nämlich erstaunlich tief: In der letzten Woche wurden in der Schweiz laut Bundesamt für Gesundheit gesamthaft 29 Personen neu hospitalisiert – 29. Durchschnittlich 35 Covid-19-Patienten befanden sich schweizweit auf einer Intensivstation; die Corona-Abteilungen in den Spitälern sind leer. 3 Covid-19-Patienten sind in der letzten Woche gestorben, die Tendenz bei den Todesfällen ist stabil. Die Schweiz zählt 8,6 Millionen Einwohner.

Diese Zahlen erschrecken vernünftigerweise niemanden. Und deshalb wird versucht, die Leute mit Appellen an die Solidarität zu disziplinieren. Alle müssten sich einschränken, nur so könnten alle gesund bleiben, heisst es. Sich dem entgegenzustellen, ist nicht einfach. «Was, Sie wollen nicht solidarisch sein? Sollen denn wegen Ihres Egoismus Leute sterben müssen?», wird einem um die Ohren gehauen, wenn man findet, dass der einzelne Mensch in erster Linie für sich selber verantwortlich ist und man nicht eine ganze Gesellschaft auf unabsehbare Zeit in Solidarhaft nehmen kann. Klar ist: Wenn für Covid-19 die Null-Risiko-Regel gilt, wenn niemand erkranken und absolut niemand sterben darf, können wir uns alle zu Hause einbunkern.

Überhaupt sollte man aufpassen, wenn es um staatliche Appelle an die Solidarität geht; damit geraten wir schnell auf eine schiefe Ebene. Heute gilt als unsolidarisches Subjekt, wer keine Maske anzieht, wer abends feiert, wer sich nicht von einer App verfolgen lässt. Das kann natürlich beliebig auf weitere «schädliche» Verhaltensweisen erweitert werden. Wer Auto fährt, wer Billigkleider kauft oder übergewichtig ist, handelt gegenüber der Gesellschaft letztlich auch irgendwie verantwortungslos: Man ist eine Gefahr für Fussgänger, schadet dem Klima, belastet das Gesundheitswesen. Irgendwann, wenn wir uns nicht vorsehen, werden wir gegenüber der Gesellschaft moralisch-ethisch in der Schuld stehen, unsere eigenen Wünsche und Interessen dem Gemeinwohl – oder was die Behörden darunter verstehen – unterzuordnen. Der Sozialismus lässt grüssen, die Freiheit kann abdanken.

Ist Amerikas Zukunft vergangen?

Vor dreissig Jahren zog ich nach Amerika. Seit einigen Wochen frage ich mich, ob meine Enkel diesen Aufbruch eines Tages bedauern müssen. Noch gibt es Hoffnung.

Hans Ulrich Gumbrecht

Am Anfang des vergangenen Jahrhunderts gehörten die utopischen Hoffnungen vieler Europäer dem südamerikanischen Halbkontinent, vor allem Argentinien, und die Intensität jener Projektionen nahm zu, nachdem die Weltwirtschaftskrise von 1929 in New York ausgebrochen war. Noch 1947 unternahm Evita Perón, die ihre Zeit faszinierende Frau des argentinischen Präsidenten, eine «Regenbogen-Tour» durch Spanien, Italien, Frankreich und die Schweiz, um mit dem Abendglanz der nationalen Aura die Bewohner des alten Kontinents zu gewinnen.

Seither sind Argentinien und sein Kontinent durch endlose Zirkel von Inflation, Diktatur und demokratischen Reformen gegangen, während immer mehr Nachkommen der Einwanderer aus fernen Ruhmeszeiten von einer Rückkehr nach Europa träumen. Ich selbst habe Deutschland im September 1989 verlassen, bin seit dem Jahr 2000 Bürger der Vereinigten Staaten und frage mich seit einigen Wochen, ob unsere Kinder und Enkelkinder auch eines Tages meinen Aufbruch von damals bedauern werden.

Lichtgestalt Kennedy

Eine existenzielle Niederlage wäre solches Bedauern, denn die Präsenz meiner gewählten Nation hat die Auffassung vom Leben vielfach und unumkehrbar geprägt. 1948 unter amerikanischer Besatzung geboren, wuchs ich als historisch spätes Kind des «re-education»-Programms auf. Lange wussten wir jungen Deutschen nur, dass «vor dem Krieg» alles ganz anders gewesen sein musste; doch von jenem anderen Land wollte niemand reden. «Wenn wir sagen dürften, was wir sagen könnten, sähe eure Welt anders aus», bemerkten lakonisch die Lehrer, «aber sie lassen uns nicht.»

«Sie», das waren «die Amerikaner» im Süden und «die Briten» im Norden der neuen Bundesrepublik, und «sie» hatten ja recht, die Erinnerungen der älteren Lehrer auf stumm zu



Kraft schöpfen aus den härtesten Wirklichkeiten: Annäherung an Picassos «Guernica».

stellen. Dieselben Lehrer machten sich über «Schülermitverwaltung» lustig, ohne verhindern zu können, dass wir in solchem Rahmen Demokratie lernten. Aus der optimistischen Gegenwart Amerikas in den neuen Institutionen, aus dem jeden Tag freundlichen Lachen von schwarzen Soldaten, die uns Vertrauen und Zuversicht schenkten, erhoben sich bald die Stimmen von Martin Luther King oder Joan Baez auf American Forces Network – bis der junge Präsident John Fitzgerald Kennedy wie eine Lichtgestalt aus vorweggenommener Zukunft erschien. Bei seiner Ermordung im November 1963 hinterliess Kennedy den Entschluss zum offen militärischen Engagement gegen die Ausdehnung eines sowjetisch geförderten Staatssozialismus von Nord- nach Südvietnam, den die Öffentlichkeit weltweit als demokratischen Prozess missverstand. Bald war der Krieg poli-

tisch nicht mehr zu gewinnen, weil er überall auch gegen den Jugendprotest meiner Generation zu führen war, der Amerika als Instanz moralischer Verirrung sehen wollte.

Besonders wir Nachkriegsdeutschen übernahmen begeistert die symbolische Ermordung jener Adoptivväter-Macht, die uns von den nationalsozialistischen Vätern erlöst hatte. Dies wollten wir ihr keinesfalls vergeben. Nichts lag deshalb ferner seit der selbsternannten Studentenrevolution von 1968 als Sympathien für die Vereinigten Staaten und ihren vermeintlich menscheitsunterwerfenden Kapitalismus.

Nordkalifornischer Morgen

In diese Stimmung ohne Fragen fiel 1980 eine Einladung zur Gastprofessur an der University of California in Berkeley, die mich akademisch Namenlosen in scharfe Ambivalenzen brachte. Einerseits das Prestige einer der damals weltbesten Hochschulen mit einem Gehalt, von dem daheim nicht einmal zu träumen war; andererseits das ganz und gar verbotene Amerika. Zum Glück war Berkeley als

Ursprung der kritischen Energie von 1968 berühmt geworden und liess sich so in eine interne Gegeninstanz des Kapitalismus umdefinieren.

Diese Perspektive jedoch ging schon am ersten nordkalifornischen Morgen verloren. Er gab mir die helle Gegenwart eines Lichts, wie ich es nie vorher erlebt hatte, ohne graue Schimmer und Schwere; ein Licht, in dem nichts unmöglich aussah und jedes Gespräch das Denken stärkte; ein Licht, das den Ehrgeiz bewegte, ohne Eifersucht aufkommen zu lassen; das Licht eines Lebens ohne Anhalten und Begrenzung. So viel war gleich klar: Dort musste ich weiterleben, wenn ich weiterkommen wollte. Keinen Augenblick brauchte die Entscheidung dann, als sich ein paar Jahre später die Chance eröffnete, zumal mir zu Hause die Ziele ausgegangen waren.

Drei Jahrzehnte lang habe ich die marxistische Utopie von unentfremdeter Arbeit ausgerechnet

in den USA gelebt, an der Stanford University, die dem Pazifik eine Autostunde näher ist als Berkeley. Alle Bücher, an denen mir bis heute liegt, sind in Stanford entstanden, und dort erst wuchsen mir die intellektuellen Projekte ans Herz, weil Resonanz bei Studenten und Kollegen allein das fand, was mich selbst bewegen konnte. Alltägliche Freude an der Arbeit ging ein in den Aufschwung, der Stanford zu Harvards Herausforderer machte – und der dann das Silicon Valley, von Stanford inspiriert, denselben Alltag in Intensität umformen liess.

Vor dem Hintergrund des nach 1989 implodierenden Staatssozialismus sah all dies so aus, als wäre der Geschichte – nach einer damals berühmten Deutung von Francis Fukuyama – ihr Ende mit einer Erfüllung der Aufklärungsversprechen gelungen. Für einige Jahre lebte Amerika als Zentrum einer nicht mehr geteilten neuen Wirklichkeit, bis der 11. September 2001 und die Auferstehung des Hasses aus alter Vergangenheit die Linien von Fortschritt und produktiver Konvergenz löschte. Jetzt leben wir in einer Welt ohne Richtung auf Neues, beständig vom Verlust vieler Bedingungen bedroht, ohne die wir kaum mehr existieren können.

Das Land jenes Lichts und der Umbrüche, so viel habe ich aus seiner Geschichte im Blick auf die Gegenwart gelernt, funktioniert in unvermittelter Konfrontation mit den je härtesten Wirklichkeiten: mit der Wirtschaftsdepression nach 1929; mit dem Weltkrieg in Europa und im Pazifik, wo eine halbe Million junger Amerikaner fielen; mit der Niederlage von Vietnam; mit dem Angriff des 11. September; und nun mit einem Virus, gegen das sich keine vergleichbar kompetente Nation so schlecht verteidigt.

Liegt es an der föderal differenzierten Verwaltungsstruktur, dass die Vereinigten Staaten mit Covid-19 nicht zurechtkommen? An der mangelnden Bereitschaft ihrer Bürger, staatlichen Verschreibungen zu folgen? Oder handelt es sich um den Bankrott einer neuen Politik, der Politik Donald Trumps, die auf Wählerresonanz auf sich schnell verändernde politische Bewegungen setzt statt auf langfristige Strategien und Konsensbildung?

Trump mag an der Pandemie scheitern und löst schon lange Peinlichkeit für amerikanische Bürger aus, die an klassischen Formen von Demokratie festhalten wollen. Doch selbst der Trump-Schock vollzog sich als amerikanische Konfrontation mit der harten Wirklichkeit eines neuen Gestus von Politik, dessen Konkretisierung und Erprobung global ansteht. An diesen Konfrontationen, ihren Herausforderungen und einer daraus erwachsenden Ahnung von Heldentum wollen viele von uns Amerikanern festhalten. Wir sind eine Nation der grellen Realitäten. Vielleicht machen sie sogar den Kern jener «Grösse» aus, die mit Trump wieder in den Blick und ins globale Gerede geraten ist. Doch woran liegt es auf der anderen Seite, dass

es so oft misslingt, unsere Bürger gegen interne und externe Turbulenzen zu schützen?

Dies mag die Folge einer Einstellung sein, unter der unser Staat als Exekutive nie prägnante Kontinuität erlangt hat. Die amerikanische Gesellschaft verändert sich nicht im Rahmen stabiler Strukturen des Staats, sondern fasst die Form des Staats als abhängig von immer neuen Bedürfnissen, Ahnungen und Visionen der Wählermehrheit auf. Daraus erwächst der – bewegliche – «amerikanische Traum» von der Freiheit vor allem gegenüber dem je bestehenden Staat. Genau so ist es zu Trumps Präsidentschaft gekommen. Kontinuität aber stiftet aufgrund der amerikanischen Verfassung weniger die Form des Staates als das Rechtssystem, das ja auch Trumps Exzentrik an deutliche Grenzen gebunden hat.

Sommer des schwachen Staats

In diesem Sommer des schwachen amerikanischen Staats sind zu den Opfern der Pandemie seit der Ermordung des afro-amerikanischen Mitbürgers George Floyd durch eine Polizeistreife nun in Gewalt umschlagende Proteste gekommen, welche die Regierung mit paramilitärischen Einheiten zu löschen versucht, während akademische Intellektuelle die Orthodoxie ihrer politisch korrekten Standpunkte zum Hitzepunkt des Terrorismus getrieben haben. Verbrennen die beweglichen Utopien des amerikanischen Traums in dieser destruktivsten aller internen Konfrontationen, in einem neuen Bürgerkrieg? Die Drohung kann niemand verdrängen.

Umgekehrt sind unter vielen jungen Frauen und Männern nicht nur meiner Familie Skepsis und Verzweiflung über die Nation in neue, noch vage, aber auch kühne Träume umgeschlagen. So denkt die Philosophin Danielle Allen über eine dezentralisierte kapitalistische Gesellschaft nach, in der aus individuellen Impulsen neue lokale Formen eines guten Lebens ohne übergeordnete Kontrolle entstehen sollen.

Der afroamerikanische Bürgerrechtler und Kongressabgeordnete John Lewis hinterliess uns, als er am 17. Juli achtzigjährig starb, einen Text, den er am Tag vor seiner Einlieferung ins Krankenhaus, nach der Teilnahme an einer Demonstration, geschrieben hatte: «Da mein Leben zu Ende geht, möchte ich euch wissen lassen, wie sehr ihr mich in seinen letzten Tagen und Stunden ermutigt habt. Ihr habt für mich die Hoffnung auf ein neues Kapitel der grossen amerikanischen Geschichte geweckt, indem ihr eure Macht genutzt habt, um unsere Gesellschaft zu verändern. Millionen von Menschen liessen sich von ihrem Mitleid dazu bringen, die Last der Trennung abzulegen.»

In der Nation von John Lewis möchte ich weiterleben. In der einen Nation, die aus Konfrontation mit den härtesten Wirklichkeiten immer neue Kraft schöpft.

Magistrale Pirouetten

Als Peter Jüni, Professor für Epidemiologie (vormals Bern, heute Toronto), Ende März bei SRF seine Premiere als TV-Experte gab, liess er keine Zweifel offen: «Das ist keine faule Ausrede, weil es zu wenig Masken gäbe; Masken in der Allgemeinbevölkerung sind ein Witz; sie machen vielleicht alles noch viel schlimmer.» Jüni stellte sogar einen 47-minütigen Vortrag auf Youtube, in dem er anhand zahlreicher Studien erklärte, warum eine Maskenpflicht im öffentlichen Raum nutzlos sei. Seit Anfang Woche ist der Clip gelöscht. Er sei darauf aufmerksam gemacht worden, dass sein Vortrag von «Corona-Skeptikern» verwendet werde, erklärte Jüni auf Anfrage. Es habe auch neue Erkenntnisse gegeben, und er habe keine Zeit für ein Update gehabt. Aus Jünis Umfeld war zu erfahren, dass der Professor gewaltig unter Druck geraten sei. Er habe seine Meinung zwar nicht widerrufen, sich aber aus der Debatte zurückgezogen.

Im März waren sich vom deutschen Covid-19-Guru Christian Drosten über sein amerikanisches Pendant Anthony Fauci bis Daniel Koch in Übereinstimmung mit der WHO noch alle einig: Masken im nicht-medizinischen Bereich sind Opium für das Volk. Unter dem medialen Druck kippte die Stimmung in wenigen Wochen. Man einigte sich darauf, dass sich zwar der Nutzen der Maske nicht beziffern lasse, doch es sei auch nicht bewiesen, dass sie nichts bringe. Der Zürcher Neonatologe Manuel Schmid brachte es so auf den Punkt: «Die Wahrscheinlichkeit, dass sie schadet, ist extrem gering. Also: *Let's do it.*» So einfach geht Wissenschaft.

Maskenkritiker Jüni kapitulierte am 20. April: «Wir haben im Moment Besseres zu tun, als diese Diskussion zu führen.» Dafür wartete er Anfang Mai mit einer neuen Studie auf, die belegen soll, dass Covid-19, anders als bislang angenommen, nichts mit den Jahreszeiten zu tun habe. «Im Gegensatz zur Grippe braucht das Coronavirus keine günstigen Bedingungen, um zu gedeihen», liess sich Jüni zitieren, «weil wir nicht immun dagegen sind.» Zum Glück entwickelten dann doch die meisten Menschen eine Immunität, seit Mai gibt es in Europa trotz steigender Ansteckungen kaum noch Tote und Hospitalisierungen. In Südamerika und in Südafrika dagegen, wo zurzeit Winter herrscht, ist die Corona-Welle erst richtig eingetroffen.

Alex Baur

Der Planet Mode trägt Trauer

Der Bekleidungsindustrie ging es schon länger schlecht. Dann kamen das Coronavirus und das Home-Office. Wofür sich noch chic machen?, fragen Kundinnen.

Mark van Huissing

Die längste Zeit stand der frühe September nicht bloss für *back to school*, das Ende der Sommerferien, sondern auch für den Beginn der Modeschauen. Falls man das Glück hatte, für eine Zeitschrift zu arbeiten, die auf dem Planeten Mode ernst genommen wurde, verbrachte man dann einen Monat in New York, London, Mailand und Paris. Wo man sich Models anschaute, die Kleidung und Accessoires der begehrtesten Marken für Frühling und Sommer des kommenden Jahres vorführten.

Diesen Herbst ist es anders: Bloss die Verantwortlichen der Pariser *défilés* planen, von 26. September bis 8. Oktober richtige Schauen – mit Models vor Zuschauern – durchzuführen (Stand bei Redaktionsschluss der Weltwoche). Die anderen haben vor, die Shows virtuell abzuhalten, also bewegte Bilder auf Smartphone- und Laptop-Bildschirme zu streamen. Wie bereits vergangenes Frühjahr, als sich immer mehr Menschen in Städten Europas und Amerikas mit dem Coronavirus angesteckt hatten.

Mit anderen Worten: Covid-19 ist ein weiterer Nagel im Deckel des Sargs, in dem das *Prêt-à-porter*, die von Designern entworfene, hochpositionierte und teure Mode, liegt.

Meltdown im Pariser Restaurant

Um ein paar Beispiele zu bringen: Die amerikanischen Marken J. Crew oder Diane von Furstenberg DVF schlossen in den vergangenen Monaten alle (respektive fast alle) Läden. Barneys oder Brooks Brothers, wichtige Einzelhändler, gaben ihr Geschäft auf beziehungsweise suchen Käufer für Teile davon. In der Schweiz ist unklar, ob die Marke Navyboot weiterbestehen wird (oder wie viel davon) und was mit den ehemaligen Herren-Globus- sowie Schild-Filialen geschieht. Und vergangene Woche gab der Ringier-Verlag bekannt, dass *SI Style*, die grösste Modezeitschrift, eingestellt werde – pandemiebedingt sei die Bereitschaft von Modefirmen, Geld für Anzeigen auszugeben, gesunken.

Designermode war, um es in der Coronasprache zu sagen, seit Jahren ein Risikopatient. Die Kosten für sechs Kollektionen jährlich – neben Frühjahr/Sommer und Herbst/Winter für Damen

und Herren noch «Cruise» oder «Pre-Fall» – plus deren Vermarktung stiegen ständig. Und forderten (überforderten) Designer, die super Gehälter kassierten; man erinnert sich an John Gallianos alkohol- und drogengetriebenen *meltdown* in einem Pariser Restaurant. Immer weniger Marken – etwa Dolce & Gabbana und Giorgio Armani angeblich – waren noch kostendeckend unterwegs mit DOB (Damenoberbekleidung) oder HAKA (Herren und Knaben), wie das auf Deutsch heisst; den Rest bewahrten Handtaschen, Brillen und Parfüms vor dem Untergang.

Dazu kam die schwierige Lage des sogenannten stationären Handels: Die Kosten für Läden in Innenstädten blieben hoch, während die Erträge sanken. Weil immer mehr Kundinnen Waren bestellten bei Net-à-porter, Mytheresa.com, Zalando und anderen Online-Händlern, die mitverdienen wollten. Die Alternative – eigene Webshops – funktionierte nicht oder nur für bekannte Häuser, kostete zudem viel Geld und benötigte kompetente Manager. Viele Einzelhändler hatten darauf bloss eine Entgegnung: Rabatte anbieten. Was die Probleme nicht löste, natürlich. Sondern allenfalls in die (nahe) Zukunft verschob. Bei Kundinnen und Kunden aber die Bereitschaft verkleinerte, Mode zum vollen Preis zu kaufen – «In vier Wochen wird es die Hälfte kosten», war stattdessen die berechnete Erwartungshaltung. Und also immer noch früh genug, seit Sommerware ab Februar in die Geschäfte kam.

Ein Unglück kommt selten allein, sagt man. Im Fall der Modebranche und ihrem Abstieg kam mit dem Coronavirus die existenzielle Frage: «Wofür soll man sich eigentlich noch chic anziehen, wenn man, möglicherweise bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag, im Home-Office sitzt?» Die Antwort darauf kennt vielleicht der Wind. Nicht aber die Entscheideträger der Modebranche.

Damit wir uns richtig verstehen: Die Lust an schönen Klei-

Lust an schönen Kleidern:
Mode-Ikone Marc Jacobs.

dern und das Hochgefühl beim Anziehen dieser werden weiterleben. Bloss braucht es dafür die Modeindustrie am oberen Ende des Markts, wie wir sie die längste Zeit kannten, nicht mehr. DTC ist der letzte Schrei.

Was tönt wie die Abkürzung einer Designerdroge, steht für *direct to consumer*, direkt zur Kundin. Das sind Marken, die Kleider, auch modische, in eigenen und fremden Webshops anbieten. Denen auf dem Weg zur Trägerin aber bloss überschaubare Kosten entstehen. Denn es gibt keine Schauen für Hunderttausende Dollars oder Euros, keine millionenteuren «Markenfreunde» von Rihanna bis Ronaldo, nicht mal Prosecco ausschenkende Ladengeschäfte; *As Seen On Screen* (Asos) ist nicht bloss die Beschreibung des Geschäftsmodells, sondern auch der Name einer Marke, die so funktioniert: Ein Team Namenloser designt laufend Stücke statt Kollektionen, Kundinnen und Kunden finden diese im World Wide Web, und die Post bringt's. Oder bringt's zurück, falls es nicht passt. So geht der Weg zurück in die Zukunft der Mode.

Letzte Show?

Und wie gehen ehemalige Branchenstars mit ihrem (bestenfalls) Bedeutungsverlust oder (schlimmstenfalls) nahenden Ende um? Stellvertretend sei Marc Jacobs, der eine Zeitlang Mode für Louis Vuitton entwarf sowie viele Jahre für die Marke seines Namens, wiedergegeben: «Marc, wie geht es Ihnen?», fragte der Präsentator von *Business of Fashion*, einer Modenachrichten-Website. «Ich bin am Trauern», antwortete Jacobs (am 15. Mai dieses Jahres, Make-up und Perlenkette tragend, aus einer Suite des «Mercer Hotel» in New York, nachdem seine Herbst/Winter-Kollektion gestreamt worden war). «Weshalb trauern Sie?» – «Nun, weil das alles doch traurig ist.» – «Wie werden Sie Ihre Kollektion für Frühling/Sommer 2021 präsentieren?» – «Ich bin nicht sicher, ob es eine solche Kollektion geben wird. Und, das habe ich auch meinem Psychiater gesagt, ich wäre glücklich, wenn das meine letzte Show gewesen wäre.»



HERODOT



Im 19. und 20. Jahrhundert erlitten die Chinesen Unvorstellbares, namentlich im von Grossbritannien angezettelten Opiumkrieg und während der japanischen Besetzung. Zwei Jahrhunderte lang hatten sie kaum mehr Einfluss auf das Weltgeschehen. Den Deutschen war es nach den Verheerungen des Dreissigjährigen Krieges gleich ergangen. Nach ihrer Renaissance unter preussischer Führung suchten sie dann aggressiv den «ihnen zustehenden» Platz in der Welt und forderten die Handels- und Militärmächte heraus. Das endete im von niemandem gewollten Ersten Weltkrieg.

«Zhōng Guó», das jahrtausendealte Reich der Mitte, sieht sich als Nabel der Welt und die vergleichsweise jungen westlichen Mächte bestenfalls als Pubertierende. Seine gegenwärtige strategische Situation ist ihm unerträglich. Das kann man verstehen, denn es ist auf der Meeresseite umgeben von einem Kranz von Staaten, die den USA nahestehen oder mit ihnen verbündet sind. Der dahinter liegende Pazifik ist ein amerikanisches *mare nostrum*, dessen Inseln den USA gehören oder stark von ihnen abhängig sind.

Doch China denkt in anderen zeitlichen Dimensionen als Wilhelm II. Es verschleierte seine machtpolitischen Absichten und umgarnt seine Opfer wie beim Go-Spiel langsam und kaum merklich, bis sie ihm ohne grossen Kampf wie eine reife Frucht in den Schoss fallen. Im Südchinesischen Meer, das China sich mittels künstlicher Inseln völkerrechtswidrig einverleibt, und in Hongkong hat es inzwischen seine Karten gezeigt und dabei gesehen, dass vom Westen keine ernsthafte Gegenwehr zu erwarten ist.

Das Hauptziel für die nähere Zukunft ist die Einverleibung Taiwans. Dieses ist inzwischen wirtschaftlich völlig von China abhängig und könnte einem ernsthaften Annexionsversuch nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich kaum widerstehen. Die Versuchung für Peking, die eklatante Schwäche und Zerrissenheit der USA und der EU zum Zuschlagen zu nutzen, ist gross. Nach Taiwan hat China auch mit Japan noch eine grosse Rechnung offen, die es früher oder später präsentieren wird.

Die Frage ist, ob die USA einfach zusehen werden, bis es zu spät ist, oder ob es irgendwann zu einer Verkettung von Umständen

China umgarnt seine Opfer kaum merklich, bis sie ihm wie eine reife Frucht in den Schoss fallen.

kommt, die zu einer eigentlich von niemandem gesuchten militärischen Konfrontation führt.

Wie einst das Deutsche Reich hat China kaum wirkliche Freunde, aber es weiss westliche Fehlleistungen, wie die Isolierung des Iran und die mehrfache Demütigung Russlands, geschickt für seine Zwecke zu nutzen, ebenso die Feindschaft Pakistans gegenüber Indien. Das chinesische Engagement im Iran ist inzwischen so stark, dass ein Angriff der USA auf dieses Land durchaus China hineinziehen könnte.

Derweil wird die EU nicht nur von Russland, sondern immer unverschämter von einer weiteren Macht herausgefordert, die einst arg gedemütigt und aus ihrer Sicht unfair behandelt wurde: Erdogans Türkei verfolgt die Wiederherstellung der einstigen osmanischen Einflussphäre. In Zypern stehen seit bald fünfzig Jahren türkische Truppen; seit kurzem auch in

Syrien, im Irak, in Katar und in Libyen. Die unvorteilhafte geografische und rechtliche Situation der von griechischen Inseln umgebenen türkischen Mittelmeerküste will Ankara ebenfalls mit militärischer Macht korrigieren. Mit der Drohung, eine neue Flüchtlingsflut auszulösen, hält es die EU und namentlich Deutschland in Bann.

Die EU hat der zweitgrössten Nato-Armee militärisch kaum etwas entgegenzusetzen. Seit Grossbritannien hinausgeekelt wurde, ist Frankreich der einzige EU-Staat, den man militärisch ernst nehmen kann. Dies reicht nicht, um 450 Millionen EU-Bürger gegen aggressive Nachbarn zu verteidigen. Auf Trumps USA kann sich Europa nur noch bedingt verlassen. Momentan fühlen sich diese verraten, weil die EU das von ihnen geforderte Wiederaufleben («snapback») der Iran-Sanktionen zusammen mit Russland und China verhindern will. Trump wie Erdogan könnten versucht sein, nach altem Patentrezept ihre gefährdete Wiederwahl zu sichern, indem sie einen bewaffneten Konflikt vom Zaun brechen – an Gelegenheiten mangelt es nicht. Ebenso mag der Iran in seiner Bedrängnis die Flucht nach vorn antreten wollen.

Ein nicht völlig unrealistischer GAU wäre eine Verkettung von an sich separaten Konflikten wie 1914. Im Extremfall droht dem Westen eine simultane militärische Konfrontation mit China, dem Iran, Russland und der Türkei. Wie einst die Mittelmächte verbindet Letztere einzig die Feindschaft zum Westen, aber das könnte reichen. Für diesen und namentlich für die EU würde es in einer solchen Konstellation eng, zumal Atomwaffen kaum eine Option wären.

Sehnsucht nach dem Getto

Schweizer Rapper wie Besko können einem leidtun. Mangels realer Vorlagen müssen sie die soziale Misere erfinden, gegen die sie ankämpfen.

Alex Baur

Kein Zweifel: Besijan Kacorraj, besser bekannt als Rapper Besko, steht im Alter von 35 Jahren vor einem Scherbenhaufen. Der Mann, der letzte Woche in Uster (ZH) vor Gericht stand, hat weder einen Beruf noch eine Bleibe. Wenn er seine Strafe von vier Jahren und drei Monaten Gefängnis abgesessen hat, wird er für zehn Jahre des Landes verwiesen und nach Pristina abgeschoben. Zumal Besko in der Schweiz aufgewachsen ist, sind die Aussichten auf eine Karriere in der Heimat seiner Eltern nicht gerade rosig. Seinen inzwischen fünfjährigen Sohn wird er kaum noch sehen.

Besko ist ein Medienstar in der Schweiz, seit er 2012 als vermeintlich geläuteter schwerer Junge seine Laufbahn als Rapper angefangen hat. Das Fundament dafür war eine kriminelle Karriere, die er Anfang der nuller Jahre als Hooligan, Zocker und Schläger gestartet hatte. Eine Lehre absolvierte er nie, eine Schnellbleiche als Croupier bei der Migros-Klubschule reichte ihm für sein Engagement als Betreiber einer illegalen Spielhölle. Angeblich verdiente er damit gut, bis er sich verzockte und die fehlenden 50 000 Franken auf andere Weise beschaffte. 2009 wurde Besko wegen eines bewaffneten Raubüberfalls und einer Reihe von Nebendelikten (Nötigung, Körperverletzung, Hausfriedensbruch etc.) zu fünfzehn Jahren Gefängnis verurteilt.

Mutter verkehrte in der Zürcher Halbwelt

Als 24-Jähriger war Besko zu alt für den Jugendvollzug. Doch in seinem Fall drückte man ein Auge zu. Den letzten Teil der Strafe durfte er, engmaschig betreut durch ein Heer von Therapeuten, im Massnahmenzentrum für Jugendliche in Uitikon (MZU) absitzen. Dort absolvierte er auch eine Anlehre als Koch. Aus dem Vollzug heraus feierte er seine ersten Auftritte als Rapper im noblen Zürcher Mascotte-Klub vor versammelter Lokalprominenz, darunter die halbe Mannschaft des FC Zürich, für den er sich einst durch die Stadien geprügelt hatte.

Der Aufwand schien sich gelohnt zu haben: Die Gesellschaft empfing den Geläuterten mit offenen Armen. Besko trat im Fernsehen auf, hielt Vorträge vor Schülern über seinen Wan-



«Grüezi mitenand, ich bi schuldig!»:
Besijan Kacorraj alias Besko.



«Dieses Glück, ein echter Gangster zu sein»:
Superstar Loredana.

del zum Guten, gab Zeitungsinterviews, bei denen man auch etwas über seine Herkunft erfuhr. Geboren 1985 im damaligen Jugoslawien, kam Besko als Säugling mit seiner Mutter in die Schweiz. Bis zu seinem sechsten Lebensjahr wuchs er bei Pflegeeltern auf, glücklich, wie er sagt. Dann holte ihn seine Mutter zu sich, sie verkehrte in der Zürcher Halbwelt. Als Zwölf-

Eine Spur Wahnsinn ohne Rücksicht auf eigene Verluste erhöht die «Street Credibility» enorm.

jähriger soll Besko schon mit Mamis Mercedes vor der Schule aufgekreuzt sein.

Als Besko 2014 aus dem Vollzug entlassen wird, nimmt die Zürcher Polizeidirektion die Ausschaffung des Straftäters an die Hand, wie sie nun mal im Gesetz vorgeschrieben ist. Die Anwälte legen Rechtsmittel ein, sekundiert von

einer Fangemeinde, unter denen sich etliche prominente Namen finden und namentlich auch der SVP-Nationalrat Lukas Reimann. Rapper wie Skor, EKR, Baba Uslender und Milli54 lancieren einen Solidaritäts-Clip speziell für Besko, der auch seinen Auftritt («Grüezi mitenand, ich bi schuldig!») bekommt. Was soll die ganze Resozialisierung, so der Tenor des Protests, wenn einer am Ende dann doch verstossen wird.

Pfefferscharfe Behörden

Zwei Jahre lässt sich der Vollzug des Landesverweises mit juristischen Mitteln *hinausstüdeln*. Besko wird in der Zwischenzeit Vater eines Bubens, seine Mutter verstirbt, doch die Behörden bleiben hart. Im Herbst 2016 wird der auf fünf Jahre begrenzte Landesverweis vollzogen. Doch die Medien verlieren den geläuterten Gangster-Rapper nie ganz aus den Augen. Besko findet im Kosovo eine Stelle als Trainer bei einem Callcenter, wie *Blick* be-

richtet. Für Schweizer Verhältnisse mag sein Lohn von 500 Euro ein Hohn sein, doch in Pristina liegt er merklich über dem Schnitt.

Ganz so pfefferscharf sind die Zürcher Behörden dann doch wieder nicht. Bald wird publik, dass Besko jährlich eine Art «Heimaturlaub» erhält, ein Spezialvisum, das ihm erlaubt, seinen Sohn für jeweils ein paar Wochen zu besuchen. Zwischendurch weilt er illegal mit dem Pass eines Freundes in der Schweiz und verdient etwas Geld in einer Bar. Doch das reicht ihm nicht. Am 19. Februar 2019 – während eines legalen Aufenthalts zum Geburtstag seines Sohns – überfällt Besko, mit einer Spielzeugpistole bewaffnet, eine Postfiliale in Dübendorf und erbeutet knapp 4000 Franken. Der Überfall ist dilettantisch aufgezo- gen, die Polizei verhaftet ihn noch am gleichen Tag in der Nähe des Tatorts, vor dem Musikstudio eines Freundes, wo er seine Raps aufzeichnete.

Sexismus, Hedonismus und Egoismus

Offenbar war es kein spontaner Überfall. Vor der Tat hatte Besko sich auf Google über die rechtlichen Folgen seines Einsatzes von Spielzeugwaffen kundig gemacht, wie die Polizei herausfand. Wollte der 35-Jährige etwa verhaftet werden? Er sei lieber in einem Schweizer Gefängnis als frei im Kosovo, teilt er der Öffentlichkeit via *Tages-Anzeiger* mit. Als Motiv nennt er den Frust über den Landesverweis (der übrigens nächstes Jahr ausgelaufen wäre). Nun kommen weitere zehn Jahre Landesverweis dazu.

Man mag sich wundern über die schiere Dummheit des Besko. Doch in der Logik eines Rappers, für den ein Touch des Kriminellen unabdingbar ist, sieht die Sache etwas anders aus. Eine Spur Wahnsinn ohne Rücksicht auf eigene Verluste erhöht die «Street Credibility» enorm. Wir erinnern uns an den Killer Cyrus The Virus (John Malkovich), der im Film «Con Air» (mit Nicolas Cage) einen Piloten im Cockpit mit der Pistole bedroht. «Wenn Sie schießen, werden auch Sie sterben», sagt der Pilot – «so weit denke ich gar nie», erwidert der Gangster ungerührt.

Nun ist Besko nicht Cyrus, und vor allem: Die Schweiz ist nicht Amerika. Dieses Land ist die Hölle für einen Rapper. Im Rap dreht sich alles um Ausgrenzung, soziale Missstände, Rassismus, Polizeigewalt und Elend – doch das allergrösste Elend der helvetischen Rapper ist, dass sich in der Schweiz kein Getto findet, in dem derartige nur ansatzweise gedeihen könnten. Wer hierzulande in Kriminalität oder Drogenmissbrauch abstürzen will, muss schon intensiv nach den schlechten Kollegen suchen, die ihn auf den Pfad des Übels führen. Wenn dann mal ein Jugendlicher delinquent wie Besko, stürzen sich sofort Sozialpädagogen aller Art auf ihn. Und wenn alle Stricke reissen, schliesst ihn notfalls auch noch ein SVP-Hardliner wie Lukas Reimann in die Arme.

In den Diskussionsforen der albanischen Diaspora kam Besko dagegen ganz schlecht an, wie die Zeitung *20 Minuten* anlässlich seiner Ausschaffung 2016 mit Erstaunen feststellte. Kaum einer zeigte Mitleid mit dem Verbannten, keiner identifizierte sich mit ihm, die meisten wünschten ihn ins Pfefferland. «Er hat sich grosse Mühe gegeben, ein Krimineller zu werden», war da etwa zu lesen, «er wollte dadurch berühmt werden und Fame bekommen für seine Rap-Karriere.» Ein anderer schrieb: «Wegen Leuten wie Besko haben wir einen schlechten Ruf.»

Rap ist denn auch längst nicht mehr der Sound der Secondos oder der Randständigen. Es ist die Musik der Teenager, quer durch alle sozialen Schichten. Bekannte Grössen wie Greis, Stress oder Bligg haben das früh erkannt und eine jugendfreie Variante des Sprechgesangs entwickelt. Vom Getto ist bloss noch ein Restgeruch an Rhythmus und Slang zu spüren. Doch der Erfolg hält sich in Grenzen. Loredana aus Emmenbrücke (LU), die ein Millionenpublikum bedient, schert sich dagegen einen Deut um Political Correctness. In ihren Clips wird alles zelebriert, was Lehrer den Kids den lieben langen Tag austreiben wollen: Gewalt, leichtes Geld, Sexismus, rücksichtsloser Hedonismus, Egoismus.

Der Ruch des Kriminellen gehört zum Rap wie das laute Brummen zu einer Harley. So schadete es dem Ruf von Loredana keineswegs, als bekannt wurde, dass gegen sie im Zusammenhang mit einem üblen Betrug ermittelt wird. Anders als etwa ihr deutscher Kollege Xatar, der eigenhändig einen Goldtransporter überfiel, soll Loredana allerdings bloss ihrem Bruder geholfen haben, eine betagte Frau auszunehmen. «Dieses Glück, ein echter Gangster zu sein», erklärte sie im Interview mit der *Weltwoche*, «habe ich gar nicht.»



INSIDE WASHINGTON Rosenkrieg

Das «Trump Derangement Syndrome» (TDS) ist eng verwandt mit dem «Bush Derangement Syndrome», das erstmals 2003 von dem verstorbenen Psychiater, Pulitzer-Preisträger und Kolumnisten Dr. Charles Krauthammer identifiziert wurde. Es wird charakterisiert als «der akute Ausbruch von Paranoia bei ansonsten normalen Menschen».

Während Experten die Einstufung des ehemaligen *New York Times*-Reporters Kurt Eichenwald als «normal» bestreiten mögen, wurde er jüngst von einem schweren Fall von TDS-Paranoia erfasst. Als er die sorgfältige Neugestaltung des Rosengartens des Weissen Hauses durch First Lady Melania Trump zu Gesicht bekam, geriet der Tastatur-Krieger in wilde Twitter-Rage: «Dies ist das erste Mal, dass ich wütend bin, dass @FLOTUS eine Ausländerin ist. Sie hat kein Recht, unsere Geschichte zu zerstören.» Man konnte fast spüren, wie seine Spucke vom Bildschirm triefte.

Melania Trump erwarb 2006 die amerikanische Staatsbürgerschaft. Neben vielen anderen Dingen ist sie die Frau eines in den USA geborenen Bürgers, dessen gegenwärtige Berufstätigkeit, dem würden die meisten zustimmen, historischer Natur ist. Jake Tapper, CNN-Moderator und unermüdlicher Verteidiger des «Normalen», rechnete mit Eichenwald ab: «Das ist fremdenfeindlich und falsch. Das ist Bigotterie.»

Das hinderte den Online-Mob nicht daran, Frau Trump fälschlicherweise zu beschuldigen, die botanische Vision der ehemaligen First Lady Jacqueline Kennedy Onassis ausgelöscht zu haben. In Wirklichkeit ist der neue Rosengarten eine direkte Hommage an den alten Rosengarten von Jackies Camelot am Potomac. Das «Trump Derangement Syndrome» trotz jeder Vernunft und Jahreszeit. Ob Regen oder Sonnenschein, es steht immer in voller Blüte.

Amy Holmes

VALUES WORTH SHARING

«Meine Bank bietet
Stabilität – auch in
schwierigen Zeiten.»

Philippe Deecke, LGT Kunde seit 2007



Private
Banking

lgt.ch/values

Mannschaft mit Flügeln

Hansi Flick hat aus Bayern München in kurzer Zeit das beste Fussballteam Europas geformt. Wie konnte dieser grosse Strategie so lange unterschätzt bleiben?

Peter Hartmann

Der leise Flick», nannte ihn die *Süddeutsche*. Sein Klub, als er klein war, hiess BSC Mückenloch. Die ersten paar Mark verdiente er beim SV Sandhausen. Dass er jetzt seinen grossen Triumph, den Sieg als 55-jähriger Nothelfer des FC Bayern München im Final der Champions League gegen Paris Saint-Germain (PSG), in der gähnend leeren Corona-Kulisse eines Stadions in Lissabon feierte, passt zu diesem Meister des Understatements.

Dabei ist er längst schon in der Ruhmeshalle zu besichtigen: Im Deutschen Fussballmuseum in Dortmund sind die Wandtafeln mit den taktischen Schlachtplänen ausgestellt, die Hansi Flick als Assistent des Bundestrainers Jogi Löw im Jahr 2014 entworfen und eingeübt hat, hauptsächlich sogenannte Standardsituationen. Flick wettete mit Löw, dass dieser Faktor die Weltmeisterschaft entscheiden werde, und tatsächlich gewann Deutschland den Titel mit sieben von achtzehn Toren aus solchen Lagen.

Als die Deutschen 2018 mit schlampigen Defensivaustritten schon in der Vorrunde scheiterten, war der Einflüsterer nicht mehr dabei, und es kam leiser Verdacht auf, dass das eigentliche Taktikhirn der Weltmeistermannschaft der stille Flick gewesen sein könnte und Löw mehr der Motivator. (Mit «Zeig, dass du besser bist als Messi» schickte er Mario Götze aufs Feld, und der schoss das Siegtor gegen Argentinien. Das Glückskind Götze ist seither praktisch verschwunden.)

Kaputtes Knie mit 28 Jahren

Hans-Dieter (so sein Taufname) Flick stand an der Schwelle zum Fünzigsten in einem unsicheren Beruf. Er hatte als Trainer bei Aufbauexperimenten in Retortenklubs mitgewirkt. Zuerst fünf Jahre bei der TSG 1899 Hoffenheim des Milliardärs Dietmar Hopp, dann kurzzeitig bei Red Bull Salzburg, wo ihn Löw abwarb.

Als Mittelfeldspieler war Flick fünf Jahre in einer Zuträgerrolle bei Bayern München beschäftigt, später Ersatzmann im 1. FC Köln. Die Karriere beendete er mit einem kaputten Knie bereits mit 28 Jahren. In München befreundete sich der Schattenmann, der eine Bankkauf-



Sein Leitspruch ist eine indische Weisheit: Trainer Flick.

mannlehre abgeschlossen hatte, mit dem schillernden Star Lothar Matthäus, der Pate stand bei einer seiner Töchter. Flick ist seit dreissig Jahren mit seiner Frau Silke zusammen, Matthäus zum geschätzt fünften Mal verheiratet oder wieder geschieden. Der genialische Matthäus ist auch ein begnadeter Polemiker und verbaute sich damit eine Trainerlaufbahn.

Flick dachte mit fünfzig an einen ruhigen Job, als er beim Verband, dem DFB, als Sportdirektor anheuerte, doch nach drei Jahren auf dem sicheren Bürostuhl zog es ihn als Manager wieder nach Hoffenheim in den Bundesliga-Strudel. Vor einem Jahr rief Bayern Münchens Rummenigge an mit dem Angebot, Assistent des Cheftrainers Niko Kovac zu werden. Einmal Assistent, immer Assistent. Aber Flick sagte zu. Trainer in München arbeiten vor der höchsten weltlichen Instanz, den sagenhaften drei Fussballweisen Franz Beckenbauer, Uli Hoeness und Karl-Heinz Rummenigge, und Kovac war dem Druck nicht mehr gewachsen. Mit seiner gereizten Unsicherheit verlor er das Vertrauen der Spieler und damit die Resultate und den Boden unter den Füssen.

Flick. Kein Name wie Klopp. Mit Liverpool Sieger der Champions League 2019 und der Premier 2020. Oder wie Tuchel in Paris. Es gibt diese bewundernswerte Trainertradition in Deutschland, diese Kontinuität über Ge-

nerationen hinweg. Keine eigentliche Schule wie der Defensivkult in Italien. Von Otto Nerz 1926 bis heute zu Jogi Löw nur zehn Namen als Bundestrainer, darunter ein einziger kurzzeitiger Blender, Jürgen Klinsmann, und mehrere sanfte Revolten, etwa der Putsch Beckenbauers gegen Helmut Schön an der WM 1974, oder eine Niete wie Erich Ribbeck, der die Raumdeckung nicht begriff.

Modernster Fussball der Welt

Der FC Bayern macht sich unsympathisch, weil er den andern Klubs die Talente ausspannt. Andererseits wird er bewundert für seinen visionären Mut zum Fortschritt bei der Trainerwahl. Er tolerierte und schützte Alkoholiker wie Branko Zebec oder Udo Lattek, er stützte einen Detail-Maniac wie den «Professor» Dettmar Cramer, holte das unbeschriebene Blatt Ottmar Hitzfeld aus der Schweiz, den Maurermeister Giovanni Trapattoni aus Italien, den niederländischen Egomanen Louis van Gaal.

Hansi Flick hat 30 von 33 Spielen gewonnen. Er hat eine vermeintlich zerstörte, abgemeldete Mannschaft innert wenigen Wochen wieder funktional zusammengesetzt. Sein Leitspruch, eine indische Weisheit: «Wenn Kinder klein sind, gib ihnen Wurzeln. Wenn sie gross sind, verleihe ihnen Flügel.»

Im Final gegen den PSG spielt er den modernsten Fussball, den die Welt gesehen hat. Eine Mannschaft mit Flügeln. Sie spielt bewusst riskant. Das ist der Fussball in Corona-Zeiten. Ein Torhüter, Neuer, der seine ganze Platzhälfte beherrscht. Eine Abwehrreihe, die schon an der Mittellinie die Abseitsfalle stellt. Pressing auf jedem Quadratmeter. Ein Quarterback wie im American Football, Alaba, der das Spiel mit Präzisionspässen um 60 Meter verlagern kann und damit das geballte Mittelfeld zur nutzlosen Zone erklärt. Zwei Sturmraketen wie Gnabry und Coman, der Matchwinner, den Klubs wie ausgerechnet der Verlierer PSG und auch Juventus verschmäht hatten.

Hansi Flick hat jetzt einen Dreijahresvertrag. Sein Gehalt wird auf 5 Millionen Euro geschätzt.

Ein reines Kinderspiel

Wenn Journalisten Emotionen brauchen, dann verwenden sie Kinder.



Will man die Auszeichnung zum World Press Photo gewinnen, gibt es ein simples Rezept. Man fotografiert ein Kind.

Zum Pressebild des Jahres schafft es auffallend häufig ein Sujet mit einem Kind. Siegerfotos waren zuletzt etwa ein Mädchen an der Grenze zu Mexiko, Flüchtlingskinder in Serbien, tote Kinder im Gazastreifen, Jugendliche in den Trümmern Beiruts, ein hungerndes Kind im Niger. Und so weiter.

Das bekannteste Kinderbild, das den Preis gewann, stammt von 1972. Das vietnamesische Mädchen Phan Thi Kim Phúc, verbrannt von Napalmbomben, rannte schreiend in die Kamera. Der aufrührende Shot trug einiges dazu bei, dass der Vietnamkrieg drei Jahre später endete.

Neben den Medien spielt in der Werbung derselbe Effekt der Emotion. Kinder, diesmal niedlich und nett, machen permanent Werbung für Unternehmen von Mercedes bis Migros und von Apple bis Appenzeller Käse.

Da braucht es nicht viel Einfallsreichtum, dass auch Politiker dieses bewährte Mittel nutzen. SVP-Nationalrat Thomas Matter produzierte also ein Abstimmungsvideo. Ein Mädchen rühmt darin die Schönheit der Schweiz und ärgert sich über Verbetonierung und Kriminalität, die durch die Einwanderung zugenommen haben. So weit, so niedlich und nett.

Nun aber rollte das übliche Ritual der Mediengesellschaft an. In den sozialen Medien setzte es eines dieser üblichen Shit-Stürmchen, diesmal zum Vorwurf des filmischen Kindsmisbrauchs. Wie immer versuchten nun die Journalisten, wie bei jedem Shit-Stürmchen, daraus den Verfall jeder Moral herauszupressen.

Donnernd verdamnte der *Tages-Anzeiger* nun dieses, so wörtlich, «Skandal-Video». Schlagzeile: «So nicht, SVP!» Die Werbung mit dem Kind sei «perfid» und «rassistisch» und «übelst» und «hässlich» und «menschenverachtend». Eine derartige Kaskade an negativen Adjektiven, getextet mit Schaum vor dem Mund, ist auf Redaktionen ungewöhnlich. Vielleicht wollte der *Tages-Anzeiger* seine Rolle als Leitmedium der Dauerempörten des Landes weiter festigen.

Bevor wir das einordnen, ein kleiner Exkurs. Der Titel «So nicht, SVP!» versetzte mich nostalgisch zurück in die Rumpelkammern der

Wäre Greta Thunberg nicht 16, sondern 61 gewesen, es wäre kein einziges Bild von ihr erschienen.

Mediengeschichte. So nicht! Im Jahr 1974 erfand *Bild* diesen Ordnungsruf. «So nicht, Herr Schön!» lautete die Schlagzeile, mit der das Blatt die ganze Frontseite abdeckte. Die bundesdeutschen Fussballer hatten an der WM unter Trainer Helmut Schön gegen die DDR verloren.

Damit brach in den siebziger und achtziger Jahren eine wahre So-nicht-Welle auf den Redaktionen aus. «So nicht, Herr Staatsanwalt!» dröhnte damals etwa der *Blick* beim Mordfall Tschanun. «So nicht, Herr Bundesrat!» empörte sich damals das Volksrecht über Fritz Honegger. «So nicht, Gemeinderat!» polterte damals der *Bund* über die Berner Exekutive.

«So nicht, SVP!» ist denn ein so tiefer Griff in die Mottenkiste der journalistischen Empörung-Publizistik, dass wir dieses historische

Klischee kurz erwähnen mussten. Die Empörung über das Kinder-Video ist natürlich reine Heuchelei. Denn jeder Journalist kennt und nutzt die alte Regel: Kinder verkaufen.

Wenn ein Fünfjähriger totgefahren wird, setzt das von *Blick* bis *NZZ* die dicken Schlagzeilen, samt Unfallfoto ein Fünfzigjähriger schafft es nicht einmal in die Randspalten. In der Flüchtlingsfrage braucht es Kinder mit Kulleraugen für die Frontpage, eine migrierende Grossmutter interessiert niemanden auf der Redaktion. Wäre Greta Thunberg nicht sechzehn, sondern 61 gewesen, es wäre kein einziges Bild von ihr erschienen.

Die Medienbranche ist das Geschäft mit der Besonderheit und dem Ungewöhnlichen. Der Alltag und die Normalität haben keinen Platz in ihrer Perspektive. Journalisten sind die Handlungsreisenden der Emotionen. Kinder sind ihr bestes Handelsgut.

Wenn zwei Jugendliche an Drogen sterben, so wie eben am Zollikerberg, sind die Zeitungen, TV-Stationen und Online-Seiten tagelang mit allen Details überschwemmt. Zwei erwachsene Junkies, die es erwischt, sind allenfalls noch ein Fall für den Volontär.

Das eingängigste Beispiel für diese Doppelmoral war das berühmte Foto des syrischen Bubs Alan Kurdi, der 2015 ertrunken am Strand von Bodrum angeschwemmt und dann von der Polizei weggetragen wurde. Alle Medien brachten die Bilder, denn sie waren ein Hammer.

Der *Tages-Anzeiger*, der ja Kinderbilder als grausiges PR-Instrument empfindet, druckte das Foto natürlich auch. Natürlich grossformatig.

Sie werden ihm die Gewalt nie verzeihen

Alexander Lukaschenkos Aufstieg und Fall: Der in Zürich lehrende Osteuropa-Historiker Jeronim Perovic deutet den Umbruch in Belarus als «Geburt einer Nation».

Roger Köppel

Weltwoche: Herr Prof. Perovic, sprechen wir zuerst über den amtierenden Präsidenten Lukaschenko. Warum konnte sich der «letzte Diktator Europas» so lange an der Macht halten?

Jeronim Perovic: Weil sein vorrangiges Streben seit seinem Amtsantritt 1994 darin bestanden hat, seine Macht als Präsident zu festigen und alle anderen politischen und gesellschaftlichen Institutionen zu schwächen oder seiner direkten Kontrolle zu unterstellen. Zudem schien die belarussische Gesellschaft lange in einer Art politischen Dornröschenschlaf versunken, die Menschen interessierten sich nicht sonderlich für Politik und liessen Lukaschenko gewähren. Solange auch die Wirtschaft des Landes einigermaßen funktionierte und ein gewisser Wohlstand garantiert war, hatte Protest gegen ihn wenig Aussicht auf Erfolg.

Weltwoche: Warum wurde er 1994 in den letzten freien Wahlen überhaupt gewählt?

Perovic: Die Einführung von Demokratie und Marktwirtschaft in den 1990er Jahren hat Schockwellen ausgelöst, in vielen Ländern der ehemaligen Sowjetunion verloren Menschen ihre Existenzen und sind über Nacht verarmt. Auch die Wirtschaft von Belarus ist Anfang der 1990er Jahre eingebrochen. Lukaschenko hat sich als Garant für Recht und Ordnung präsentiert und versprochen, dem Niedergang Einhalt zu bieten und die grassierende Korruption zu beseitigen. Zudem machte er auch nie einen Hehl daraus, dass er den Zerfall der Sowjetunion bedauerte. Auch damit hatte er einen Nerv getroffen, denn genau wie in Russland oder in der Ukraine hatte sich auch in Belarus in der noch unter Gorbatschow im März 1991 durchgeführten Volksabstimmung zwar eine grosse Mehrheit der Bevölkerung für mehr Souveränität ihrer Republiken, aber gegen die Auflösung der Sowjetunion ausgesprochen.

Weltwoche: Was war das Geheimnis seiner wenigstens zu Beginn offenbar durchaus vorhandenen Popularität?

Perovic: Lukaschenko galt lange als charismatisch, er kultiviert den Spitznamen «Vater» («Batka»), der sich liebevoll, wenn es sein muss aber auch streng, um das Wohl seines Volkes



Sowjet-Nostalgie: Lukaschenko mit Sohn Nikolai, 2011.

kümmert. Dabei packt er gerne auch mal selbst an, greift vor laufender Fernsehkamera zur Sense, um beim Mähen zu helfen. Seine wichtigste Basis sind vor allem die einfacheren Leute, die Bediensteten im Staatsapparat, dann aber auch die Industriearbeiter und die Bauern in den landwirtschaftlichen «Kooperativen».

Weltwoche: Was war, ist das zentrale Motiv seines politischen Handelns?

Perovic: Auf seiner Agenda standen nie die Durchführung von Wirtschaftsreformen und die demokratische Umwandlung der Gesellschaft. Im Gegensatz zu Russland, das in den chaotischen 1990er Jahren eine ganze Dekade eines tiefgreifenden demokratischen und gesellschaftlichen Wandels erfahren hat, hat Belarus unter Lukaschenko diese Phase übersprungen. Im Kern hat er das Sowjetsystem mit Planwirtschaft, Paternalismus und staatlicher Kontrolle über die Medien weitergeführt, was dem Land zwar durchaus eine gewisse Stabilität beschert hat, sich jetzt als Modell aber totgelaufen hat.

Weltwoche: Was wissen wir über seinen Charakter? Was für eine Art «Diktator» ist er?

Perovic: Die Bezeichnung «Diktator» trifft für Lukaschenko nur eingeschränkt zu. Hitler

und Stalin waren Diktatoren, die nicht nur die totale Kontrolle über die Gesellschaft anstrebten, sondern auch den einzelnen Menschen im Sinne ihrer ideologischen Überzeugungen umzuformen suchten. Lukaschenko will die Alleinherrschaft, lässt dem Einzelnen aber Freiräume. Es gibt keine Konzentrationslager und keinen Massenterror. Die Grenzen des Landes sind offen, man kann ohne Visum ein- und ausreisen, die Menschen werden nicht dauernd überwacht und verfolgt. Das Problem entsteht erst, wenn sich jemand gegen den Machthaber stellt. Dann kennt Lukaschenko keine Skrupel. Wohl kein Land Europas unterhält gemessen an der Einwohnerzahl derart viele Polizei- und Sicherheitskräfte wie Belarus, darunter der aus sowjetischer Zeit stammende Inlandgeheimdienst KGB, die gefürchteten Omon-Truppen sowie Sondereinheiten, die speziell für die Niederschlagung von Demonstrationen ausgebildet wurden.

Weltwoche: Weshalb branden ausgerechnet jetzt diese Proteste auf?

Perovic: Nebst der Wirtschaftskrise sind es die offenkundigen Falschinformationen der Regierung während der Corona-Pandemie. Zuerst hatte Lukaschenko die Existenz des Virus

geleugnet, das das Ausmass der Krise heruntergespielt. Die Leute aber realisierten, dass die Infektionsrate höher war und die staatliche Propaganda nicht stimmen konnte. Das Fass zum Überlaufen brachte die unglaubliche Arroganz der Macht, als die staatliche Wahlkommission Lukaschenko mit über 80 Prozent der Stimmen zum Sieger erklärte und nachher den friedlichen Protest brutal niederknüppeln liess. Eine Rolle spielt der Generationenwandel. Die Jungen, vernetzt über soziale Medien, lassen sich nicht mehr so leicht gängeln. Ihnen erscheint Lukaschenko wie ein Relikt aus einer andere Zeit.

Weltwoche: Offenbar demonstrieren jetzt vor allem Frauen. Warum?

Perovic: Das ist ein interessantes Phänomen, das wir auch von der Sowjetzeit kennen: Gegen Männer, vor allem junge Männer, geht die Staatsgewalt gemeinhin sehr brutal vor, bei Frauen hält sie sich eher zurück. Polizeigewalt wurde aber auch gegen Frauen ausgeübt, und dass diese trotzdem weiterhin so unerschrocken demonstrieren, zeugt letztlich von grossem Mut. Lukaschenko selbst vertritt ein sehr traditionelles Frauenbild und nimmt die Frauen als politische Kraft nicht ernst. Bezeichnenderweise liess er im Vorfeld der Wahlen eine Reihe männlicher Bewerber für das Präsidentenamt verhaften, hat aber nicht aktiv versucht, die Kandidatur weiblicher Kandidatinnen zu verhindern, ganz nach dem Motto: Frauen werden in Belarus sowieso nicht als Präsidentinnen gewählt. Da hat er sich nun aber gewaltig verkalkuliert.

Weltwoche: Welches sind Lukaschenkos letzte Trümpfe?

Perovic: Entscheidend wird sein, wie loyal sich Armee und Sicherheitsdienste zu Lukaschenko verhalten. Bisher scheinen diese loyal, es gab erst vereinzelte Anzeichen für Ungehorsam. Doch wir müssen wissen, dass das Lukaschenko-Regime vielen Menschen, die beim Staat angestellt sind, ein Auskommen und somit Sicherheit garantiert. Dabei werden Angehörige der Sicherheitsdienste auch überdurchschnittlich gut entlohnt. Wenn die Demonstranten «Uchodil!» («Geh weg!») rufen, dann fordern sie nicht unbedingt eine Revolution im Sinne eines kompletten Systemwandels, sondern den Abgang Lukaschenkos, den sie für Rechtsbruch und Gewalt verantwortlich machen.

Weltwoche: Wie ist sein aktuelles Verhältnis zu Putin?

Perovic: Freunde sind die beiden nicht, aber sie brauchen sich gegenseitig: Russland vor allem aus geopolitischen Gründen, als Puffer gegen EU und Nato, Belarus vor allem aus wirtschaftlichen Gründen, weil es auf billiges Öl und Gas aus Russland angewiesen ist. Für Putin war Lukaschenko nie ein einfacher Partner, er gilt als erratisch, starrköpfig und unberechenbar. Lukaschenko äusserte sich kritisch zur Annexion der Krim und hat in den letzten Jahren eine vorsichtige Annäherung an den Westen versucht. Gleich-

zeitig hat er sich erfolgreich gegen Putins Versuche gewehrt, das Land in einem von Russland dominierten Unionsstaat zusammenzuführen. Moskau wird deshalb auch nicht auf Teufel komm raus an Lukaschenko festhalten. Zentral aus russischer Sicht ist, dass Belarus im Einflussbereich Russlands bleibt, egal, von wem das Land letztlich regiert wird. Auch deshalb malt Lukaschenko derzeit das Gespenst einer äusseren, westlichen Einmischung in Belarus an die Wand. Er will sich so Russlands Unterstützung garantieren für den Fall, dass die Demonstrationen weitergehen und er die Kontrolle über die Entwicklungen verliert. Es ist nur zu hoffen, dass sich Moskau dafür nicht einspannen lässt.

Weltwoche: Welche Rolle spielt die EU?

Perovic: Die EU hat das Wahlergebnis zwar nicht anerkannt, ansonsten hält sie sich aber stark zurück. In Brüssel weiss man um die grosse geopolitische Bedeutung von Belarus für Russland. Moskau soll kein Vorwand für ein militärisches Eingreifen gegeben werden. Das wäre verheerend, denn dann könnte sich der derzeit friedliche Aufstand gegen Lukaschenko allenfalls in einen grösseren Konflikt mit Potenzial für einen Bürgerkrieg wenden.

Weltwoche: Die Weissrussen bilden eine eigene Ethnie, ein Volk. Können Sie uns die Eigenheiten dieses Volks erklären?

Perovic: Belarus gehört wie Russland und die Ukraine zum ostslawischen Siedlungsgebiet, es gibt unter diesen Völkern geschichtlich und kulturell gesehen mehr Verbindendes als Trennendes. Auch bestehen viele gemischte Ehen, die Verbindungen verlaufen somit auch über enge verwandtschaftliche Verflechtungen. Genau-

Wohl kein Land Europas unterhält gemessen an der Einwohnerzahl so viele Polizei- und Sicherheitskräfte.

so wie die Ukrainer gehörten auch die Belarussen nach dem Zerfall des gemeinsamen «Kiewer Reiches» im Mittelalter anderen Grossreichen und Kulturen an, ab dem 18. Jahrhundert bildeten diese Gebiete dann Teile des Russischen Reichs und später der Sowjetunion. Die belarussische «Identität» schliesst somit eine starke Verbundenheit mit der russischen Kultur und Geschichte nicht aus, zumal der grösste Teil der Bevölkerung im Alltag Russisch spricht. Das heisst aber nicht, dass die Belarussen keine eigenständige Geschichte als Volk vorweisen könnten und sich nicht mit ihrem Staat identifizieren würden. Das zeigt sich etwa darin, dass die Zustimmung unter den Belarussen für einen Zusammenschluss mit Russland über die Jahre stark geschrumpft ist und derzeit nur noch sehr wenige Befürworter findet.

Weltwoche: Was sind die prägenden historischen Erfahrungen der Weissrussen?

Perovic: Kein anderes Ereignis war in der

jüngeren Geschichte derart einschneidend wie der Zweite Weltkrieg. Auf dem Territorium von Belarus kam es zu gewaltigen Zerstörungen und einem Verlust von etwa 30 Prozent der Bevölkerung. Der Zweite Weltkrieg ist eine traumatische Erinnerung, welche die Belarussen mit Russen und anderen Völkern der ehemaligen Sowjetunion teilen. Lukaschenko versucht daraus aber auch Kapital für seine Politik zu schlagen und zelebriert die Erinnerung an den Krieg – genau wie Putin auch – jeweils martialisch mit grossen Militärparaden. Übrigens ist die Erinnerung an die Schrecken des Krieges mit ein Grund dafür, dass die Menschen in Belarus derart empört auf Staatsgewalt reagieren und den friedlichen Charakter der Demonstrationen betonen. Sie wollen auf keinen Fall, dass Belarus erneut zu einem Schlachtfeld wird.

Weltwoche: Sind die gegenwärtigen Proteste so etwas wie die «Geburt einer Nation»?

Perovic: Eindeutig. Wir sehen in Belarus so etwas wie einen verspäteten Nationsbildungsprozess. Belarus konstituiert sich gerade neu, das Volk ist nun auch in politischer Hinsicht «erwacht», wie dies die Oppositionspolitikerin und Präsidentschaftskandidatin Tichanowskaja in einer Videobotschaft erklärt hat. Die grosse Frage ist nur, in welche Richtung sich dieser Nationsbildungsprozess bewegen wird. Das gemeinsame Feindbild ist Lukaschenko, der Widerstand gegen ihn einigt grosse Teile der Bevölkerung. Auf welcher Basis wird sich die Nation jedoch formieren, wenn Lukaschenko weg ist? Auch weil der Nationsbildungsprozess noch nicht abgeschlossen ist, ist es so unglaublich wichtig, dass äussere Mächte, namentlich aber die EU und Russland, konstruktiv zusammenarbeiten und vor allem Russland nicht in die Entwicklungen eingreift. Der Nationsbildungsprozess darf nicht zu einer Frage der geopolitischen Orientierung werden, wie dies in der Ukraine leider der Fall war. Das könnte zu grossen Spannungen innerhalb der Gesellschaft führen.

Weltwoche: Kann sich Lukaschenko an der Macht halten?

Perovic: Er wird versuchen, die Krise auszusitzen. In seiner Welt ist es schlicht unvorstellbar, dass er nach so langer Zeit nicht mehr Präsident ist. Er ist überzeugt, dass er unersetzbar ist. Deshalb gibt er sich kampfeswillig und wird vermutlich erst weichen, wenn er alle Mittel ausgeschöpft hat, wenn er keinen anderen Ausweg als die Flucht aus dem Land sieht. Vieles hängt von der Loyalität des Sicherheitsapparats ab, aber auch das Verhalten Russlands wird entscheidend sein. Doch Lukaschenkos Zeit ist gekommen. Denn die Menschen werden ihm die Gewalt nie verzeihen.

Jeronim Perovic unterrichtet osteuropäische Geschichte an der Universität Zürich und ist Direktor des Center for Eastern European Studies (CEES), eines interdisziplinären Forschungszentrums, das sich mit aktuellen Entwicklungen im östlichen Europa beschäftigt.

Comeback der Strasse

Der Schweizer Individualverkehr könnte schon im Herbst an seine Grenzen stossen, sagt ETH-Professor Kay Axhausen. Die Bevölkerung müsse sich auf mehr Stau einstellen.

Roman Zeller

Der Verkehrsplaner Kay Axhausen hat bewegte Zeiten hinter sich. Seit Mitte März publiziert der renommierte ETH-Professor mit einer Projektgruppe wöchentlich eine Studie über das Mobilitätsverhalten der Schweizer Bevölkerung. Er untersucht die zurückgelegten Kilometer ausserhalb des Hauses und vergleicht sie mit den Zahlen von 2019, denjenigen vor Corona.

Was sind seine Erkenntnisse? Wie verstopft sind die Schweizer Strassen, weil die Züge, Trams und Busse praktisch leer sind? Welche Stauverhältnisse sieht er kommen?

Wir treffen den 61-jährigen Deutschen, der schon in London und Oxford gelehrt hat, in seinem Büro an der ETH Hönggerberg. Noch finden die letzten Semesterprüfungen statt. Studenten stehen in Gruppen vor den Gebäuden, nachdem sie der Hochschule fast das ganze Semester fernbleiben mussten.

Beunruhigende Tendenz

Dass viele Menschen noch immer kaum ausser Haus gingen, sei für ihn die erstaunlichste Erkenntnis, sagt Axhausen. Erwartungsgemäss verliessen 95 Prozent der Menschen täglich ihr Haus. Gegenwärtig sind es 80 bis 85 Prozent, die mit einem Verkehrsmittel, egal, welchem, am Verkehr teilnehmen. Anders formuliert: Rund eine Million Menschen verzichten gegenwärtig täglich auf Mobilität.

Wie sich diese Personen verhalten werden, ob sie im Home-Office bleiben oder physisch an ihren Arbeitsplatz zurückwollen, sei ungewiss, meint der Professor. Ebenso unklar sei, mit welchem Fahrzeug sie pendeln werden. Wenn er aber die letzten Wochen und Monate anschau, erkenne er eine gewisse Tendenz, die ihn als Verkehrsforscher beunruhige.

Die Nachfrage nach privaten Fortbewegungsmitteln sei seit dem Ende des Shutdowns gestiegen. Die Nutzung des Autos, um von A nach B zu gelangen, habe sich inzwischen auf dem Niveau von vor Corona eingependelt. Die Reisegeschwindigkeit auf den Strassen, die erst angestiegen war, weil weniger Autos unterwegs gewesen waren, sank demnach; und die Dichte der

Verkehrsteilnehmer erhöhte sich, weil ein regelrechter Veloboom eingesetzt hat. Fast doppelt so viele Menschen seien mit dem Velo unterwegs als noch letzten Herbst, sagt Axhausen.

Die Transportmittel, die auf einem viel tieferen Auslastungsniveau verkehrten, seien die grossen Fahrzeuge des öffentlichen Verkehrs. «Bei Bussen, Eisenbahnen und Tram ist eine Zurückhaltung spürbar, die Leute wollen sie nicht so recht nutzen», bestätigt Axhausen das Gefühl aus dem Pendleralltag. Für ihn laute nun die entscheidende Frage, wie sich die 15 Prozent der Bevölkerung verhalten werden, die gegenwärtig im System fehlen.

Weil sich die Freiheit mit der Pandemie erweitert habe, also vermehrt die Möglichkeit für Home-Office bestehe, sei es umso schwerer, die Mobilität zu prognostizieren, so der ETH-Professor. Wenn man vereinfacht annehme, dass die 15 Prozent der Verkehrsteilnehmer, die zurzeit noch zu Hause seien, Auto zu fahren begännen, so stiege die Nachfrage im Strassenverkehr massiv – mit weitreichenden Folgen: Der Verkehrsfluss würde langsamer, weil sich mehr Leute auf dem gleichen Strassennetz bewegten.

Axhausen spricht sogar von einer «potenziell relativ grossen Geschwindigkeitsreduktion», weil die Bevölkerung aus Angst vor der Pande-

mie oder aus anderen Gründen nicht auf den öffentlichen Verkehr ausweichen würde. In diesem Fall würde das Verkehrsnetz an seine Kapazitätsgrenzen stossen.

Schon heute laufen alle Schweizer Städte mindestens einmal am Tag am Limit, manche dreimal täglich. Wenn noch mehr Autos und Velos auf den Strassen verkehrten, hätte das einen erheblichen Einfluss, denn der Verkehrsfluss reagiert nicht linear auf die Anzahl Fahrzeuge auf der Strasse. Ein zusätzlicher Kilometer, der gefahren wird, hat also nicht irgendeinen bestimmten, stets gleichen Einfluss auf die Geschwindigkeit.

Irgendwann, so Axhausen, sänke das Tempo stark, und die Zeit im Stau stiege an. «Dann haben wir abrupte Geschwindigkeitsverluste.» Ob und wann dieses Szenario der Stauzunahme genau eintreffe, liesse sich nicht mit Sicherheit vorhersagen. Axhausen befürchtet aber einen Anstieg der Fahrzeiten im Herbst und eine Übernutzung des Strassensystems.

Kosten von zwei Milliarden Franken

Weil Zeit und Geld zusammenhängen, haben überfüllte Strassen teure Folgen. Spediteure, Lieferanten oder die Post kämen nicht mehr gleich schnell voran. Aufträge könnten nicht mehr im gleichen Umfang bewältigt werden. Laut Berechnungen lagen die volkswirtschaftlichen Kosten verstopfter Strassen schon vor Corona bei zwei Milliarden Franken pro Jahr, die Tendenz sei steigend.

Als Lichtblick merkt Axhausen an, dass sich die Leute nicht statisch verhielten, sondern auf Informationen reagierten und sich anpassten. Weil ihnen aber die genauen Hinweise darüber fehlten, wie der Stau am effizientesten zu vermeiden wäre, stellten sich Lösungen nur langsam ein. Grundlegend regeln liesse sich das Problem mit Mobility-Pricing, indem man sich sagte: «Du bist zur falschen Zeit am falschen Ort, aber du kannst gerne hier sein, wenn du bezahlst.» Wem das dann nicht gefalle, der müsse auf Zug, Bus und Tram umsteigen oder zu einer anderen Tageszeit mit dem Auto pendeln.



„Schon wieder so eine Werbeunterbrechung...“

Versuch und Irrtum

Kann Corona zum «Glücksfall der Geschichte» werden?



Während ich diese Zeilen schreibe, meldet der Deutschlandfunk, dass in der gesamten Region Brüssel «ab sofort überall in der Öffentlichkeit ein Mund-Nasen-Schutz» getragen werden muss, nachdem «die Zahl der Neuinfektionen in den vergangenen sieben Tagen die Schwelle von 50 pro 100 000 Einwohner überschritten» hat. Für das Berliner Robert-Koch-Institut gehört Brüssel jetzt zu den amtlich anerkannten «Risikogebieten». In der *Welt* steht, die Bundesregierung habe «wegen der Ansteckungsgefahren eine Reisewarnung für den Grossraum Paris sowie weite Teile der französischen Mittelmeerküste ausgesprochen».

Am Karawanken-Tunnel zwischen Slowenien und Österreich, kam es am Wochenende zu einem Superstau von zwölf Kilometern Länge und bis zu vierzehn Stunden Dauer, nachdem Österreich ohne Vorankündigung die Grenzkontrollen verschärft hatte. Reisende aus Kroatien, das ebenfalls als Risikogebiet gilt, mussten Formulare ausfüllen und sich registrieren lassen.

An der Heimatfront steigt die Zahl der täglich gemeldeten Neuinfektionen. Regierungssprecher Steffen Seibert warnte: «Wenn wir jetzt nicht alle aufpassen und wachsam sind, dann kann dieses Geschehen noch eine ganz eigene Dynamik entfalten» – als ob «das Geschehen» bis jetzt nicht dynamisch genug gewesen wäre.

Während Corona zur Chefsache erhoben wurde, überlegte ich, ob es jemanden gäbe, den ich verklagen könnte. Wenn jeder Käufer eines Dieselaautos «Schadenersatz» von VW verlangen kann, obwohl ihm genau genommen kein Schaden entstanden ist, dann sollte ich doch das

Recht haben, Schadenersatz für ein versautes halbes Jahr zu verlangen. Ich musste mich jeden Tag mit einer importierten Krankheit beschäftigen, die sich nur deswegen so schnell verbreiten konnte, weil die Regierung es versäumt hatte, Vorsorgemassnahmen zu treffen. Obwohl ihr seit Ende 2012 ein wissenschaftliches Gutachten vorlag, das sich mit der Frage beschäftigte, welcher Art die Folgen wären, wenn «eine von Asien ausgehende weltweite Verbreitung eines hypothetischen neuen Virus» eintreten würde.

Das «Szenario» beruhte auf der Annahme, dass «mehrere Personen nach Deutschland einreisen, bevor den Behörden die erste offizielle Warnung durch die WHO zugeht»; darunter auch «zwei Infizierte, die durch eine Kombination aus einer grossen Anzahl von Kontaktpersonen und hohen Infektiosität stark zur initialen Verbreitung der Infektion in Deutschland beitragen».

Das Papier schimmelte sieben Jahre vor sich hin, bevor es sich in Wirklichkeit verwandelte. Kann man das einer Regierung durchgehen lassen, die Ende 2016 einen «Klimaschutzplan» vorgelegt hat, mit dem sie sich verpflichtete, alles Notwendige zu unternehmen, damit Deutschland bis zum Jahr 2050 «weitgehend treibhausgasneutral» wird, wegen seiner «besonderen Verantwortung als führende Industrienation und wirtschaftlich stärkster Mitgliedsstaat der EU»?

Für manche mögen die letzten Wochen eine Art Achterbahn gewesen sein, mit Arbeit im Home-Office, stornierten Reisen und Videoseminaren für alleinerziehende Katzenfreunde. Jeder versuchte, in einer Ausnahmesituation ein Stück «Normalität» zu finden. Oder gleich

das Licht am Ende des Tunnels. Der Passauer Bischof Stefan Oster gab seiner Hoffnung Ausdruck, die Corona-Krise möge der Gesellschaft «zu einem neuen Miteinander» verhelfen.

Der katholische Bischof von Sachsen-Anhalt, Gerhard Feige, meinte, die Krise zeige «Schwachstellen unserer bisherigen Lebensweise», es müsse überlegt werden, welche Produkte «wieder regional hergestellt» werden könnten. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Georg Bätzing, predigte, so schlimm die Krise auch sei, sie habe viel Gutes hervorgebracht. «So viel Freundlichkeit und Humor habe ich selten erlebt.» Corona könnte zum «Glücksfall der Geschichte» werden.

So betrachtet, wären auch der Erste und der Zweite Weltkrieg «Glücksfälle der Geschichte» gewesen, sie haben der Menschheit «zu einem neuen Miteinander» verholfen, nur leider nicht zu der erhofften Läuterung geführt. Mich haben die letzten Monate demoralisiert.

Ich weiss jetzt, dass alles, was schiefgehen kann, eines Tages auch schiefgehen wird. Nun höre ich jeden Tag, wir seien, verglichen mit anderen, «glimpflich» davongekommen. Von einem «Davonkommen» kann aber keine Rede sein. Der Staat und seine Agenturen spielen *trial and error*, Versuch und Irrtum. Die Pandemie soll «eingedämmt» werden, nebenbei wird ausgetestet, was man den Bürgern alles zumuten kann, bevor sie bockig werden. Diesen Samstag soll es eine grosse Kundgebung gegen die Corona-Politik der Regierung in Berlin geben. Ich bleibe zu Hause und schaue mir alles ganz entspannt im Fernsehen an.

Bewundert und bekämpft

Die Geschichte der Schweizer Luftwaffe schwankt zwischen Euphorie und Skepsis. Unterhielt die Schweiz im Kalten Krieg 588 Kampfflugzeuge, sind es heute nur noch 30.

Rudolf Jaun

Fliegende Maschinen faszinieren die Menschen: freie Bewegung im Raum, Schnelligkeit, Schweben ohne Ende, Schönheit und Eleganz. Startet ein Flugmeeting, laufen die Zuschauer in Massen zusammen, speziell bei Kampfflugzeugen. Seit dem Aufkommen der Militäraviatik im Ersten Weltkrieg faszinieren Fliegerduelle, und Flieger-Asse werden verehrt.

In den 1920er Jahren sollte jedoch eine weniger bewundernswerte Entwicklung die Militäraviatik zu einem relevanten Mittel der Kriegführung machen: der Abwurf von Bomben auf Städte. Sehr bald ergab sich eine Spezialisierung der Anwendung von Kampfflugzeugen für den Luftkampf (Abfangjagd), den Erdkampf (Unterstützung von Bodentruppen) und die Bombardierung von Industrie, Verkehrs- und Wohngebieten. Das strategische Bombardement von Städten sollte die Moral des Gegners untergraben sowie die Dauer eines Kriegs verkürzen oder diesen entscheiden.

Prekärer Start von 1914

Wie schaffte es die Schweizer Armee, die auch im 20. Jahrhundert weitgehend eine «Staatsbürger-Infanteriemiliz» blieb, einen Bestand an Kampfflugzeugen aufzubauen, zu fliegen und zu erneuern? Was sollten die Flugzeuge können, und wie viel durften sie kosten? Weshalb wurden Kampfflugzeuge zum Feindobjekt der Linken? Dies sind die zentralen Fragen der Kampfflugzeug-Beschaffung in unserem Land.

Als im August 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, versammelten sich unter dem Kommando von Theodor Real, Kavallerie-Hauptmann mit Flugbrevet, auf der Berner Allmend neun Piloten mit acht Privatflugzeugen. Am Ende des Krieges verfügte die Schweizer Armee über 68 in der Schweiz gebaute Maschinen, die allerdings nur für Beobachtung und Schulung taugten.

In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre prüft die Schweizer Armee 27 Testmaschinen für über zwei Millionen Franken. Im Dezember 1929 bewilligt das Parlament die Anschaffung von 60 französischen Jagdflugzeugen Dewoitine D-27 und von 45



McDonnell Douglas F/A-18 Hornet.

niederländischen Fernaufklärern Fokker CV-E, die in den Konstruktionswerkstätten Thun in Lizenz gebaut werden sollten. Trotz Weltwirtschaftskrise und Arbeitsplatzproblemen stürzten sich SP und die Friedensbewegung in einen geharnischten Abwehrkampf gegen dieses «Aufrüsten». Im Mai 1930 demonstrieren über 5000 Personen auf dem Zürcher Helvetiaplatz gegen die «Millionenverschwendung». In kurzer Zeit wurden 42 000 Unterschriften gegen die Beschaffung moderner Militärflugzeuge gesammelt. Doch der Nationalrat stimmt mit Unterstützung von 37 Parlamentariern der Ratslinken zu und lehnt es ab, den Entscheid dem fakultativen Referendum zu unterstellen. Im Jahr 1930 zeigten sich damit erstmals die argumentativen Elemente der Opposition gegen Militärflugzeuge, die in den 1980er Jahren wieder reaktiviert werden sollten: Ineffektivität des Beschaffungsvorhabens, Abrüstung im Zeichen des Weltfriedens, Geldverschwendung auf Kosten des Sozialstaates.

SP für 1000 Flugzeuge

Spätestens nach 1935 schwenkte die Linke unter der Bedrohung von Nationalsozialismus und Faschismus in die massiven bürgerlichen Aufrüstungspläne ein. Nur war jetzt der Rüstungsmarkt so ausgetrocknet, dass die unter dem Zeichen von Aufrüstung und Arbeitsbeschaffung bewilligten Kredite zu einem guten Teil gar nicht in Beschaffungsprojekte umgesetzt werden konnten. Mit etwas Glück gelang es 1938 bis 1940, die Lizenz für 293 französische Morane-Saulnier-Flugzeuge zu erhalten und 99 deutsche Jäger Messerschmitt Me 109 von den Bayerischen Flugzeugwerken zu kaufen.

Diese kleinen Bestände bewegten den Migros-Gründer Gottlieb Duttweiler mit Unterstützung der Sozialdemokraten, eine Aktion und schliesslich eine Volksinitiative für tausend neue Kampfflugzeuge zu starten. Die Finanzierung durch ein Wehropfer auf hohem Vermögen verzögerte die Aktion, und die tausend Kampfflugzeuge waren nirgends mehr zu kaufen. Die vom Volk verehrten Piloten schossen im Aktivdienst elf deutsche Maschinen ab. Als Reaktion darauf wollte Luftwaffen- und Vierjahresplan-Chef Hermann Göring während den Wirtschaftsverhandlungen 1940 ME-109 schon mal zurückhaben.

Nach dem Krieg besorgte sich die Schweizer Armee als Schnäppchen 131 gebrauchte propellergetriebene amerikanische P-51 Mus-

Die vom Volk verehrten Piloten schossen im Aktivdienst elf deutsche Maschinen ab.

tang, um dann als erste Flugwaffe vollständig auf Düsenflugzeuge umzustellen: Die Briten lieferten 178 Vampire, 250 Venom und insgesamt 160 Hunter. Sie bildeten von den fünfziger bis in die siebziger Jahre das Rückgrat der Schweizer Flugwaffe. Weshalb setzten Politik und Militärs auf britische Kampffjets? Die europäischen Exporteure Deutschland, Frankreich, Italien und die Tschechoslowakei fielen nach dem Krieg aus. Die USA hielten die Schweiz für Kriegsprofiteure und wollten nicht liefern, die Sowjetunion kam



Dassault Mirage III.

politisch nicht in Frage. Grossbritannien lieferte aus ökonomischen Gründen und war am Schweizer Franken interessiert. Um auch die hiesigen Flugwerke teilhaben zu lassen, wurde die zweite Serie von 100 Vampire in Lizenz in der Schweiz gebaut; nur die Triebwerke kamen direkt aus Grossbritannien.

Missratene Eigenentwicklungen

Die mangelhafte Ausstattung der Schweizer Armee mit Kampfmitteln während des Zweiten Weltkriegs – ein guter Teil der gesprochenen Kredite wurde *faute de mieux* in Verteidigungsanlagen gesteckt – liess es ratsam erscheinen, militärisches Grossgerät selbst zu entwickeln und zu produzieren. Der Bund förderte zwei militärische Flugzeugprojekte: den N-20 im



P-51D Mustang.

bundeseigenen Werk Emmen und den P-16 bei den Flug- und Fahrzeugwerken Altenrhein. Der N-20 kam nie zum Fliegen, der Erdkämpfer P-16 brachte es wohl zu einer Bestellung von 100 Stück durch das Parlament, dann folgte aber ein jäher Absturz: Die Landesverteidigungskommission als Gremium aller Korpskommandanten änderte die Luftverteidigungsdoktrin und wollte keinen blossen Erdkämpfer, sondern ein modernstes, polyvalentes Flugzeug, das einen Luftschirm über einer mobilen, stark motorisierten und mechanisierten Armee bildete.

Zeitgleich stürzten zwei P-16-Prototypen in den Bodensee, was als guter Grund für eine Stornierung der Bestellung vorgebracht werden konnte. Zur Überbrückung wurden weitere Hunter beschafft. Aus einer erneuten Evaluation ging die Mirage III S (Suisse) als Sieger hervor. Das Flugzeug existierte aber erst auf dem Reissbrett; die Armee wünschte eine amerikanische Elektronik und «Helvetisierungen», damit der Kampffjet in Felskavernen abgestellt werden konnte. Dies führte bei einem Beschaffungskredit von 871 Millionen zu einem Teuerungs- und Nachtragskredit von 576 Schweizer Franken. Es handelte sich um einen Skandal ersten Ranges und führte zum Sturz von Militärminister Paul Chaudet (FDP). Das Parlament setzte erstmals eine PUK unter der Leitung des späteren Bundesrates Kurt Furgler (CVP) ein.

Man beschloss, lediglich 57 der 100 in Aussicht genommenen Maschinen in Lizenz bauen zu lassen und den Teuerungskredit auf 220 Millionen zu beschränken.

Mit dieser Stückzahl konnte ein Luftschirm über einer mobil kämpfenden Armee jedoch nicht mehr aufgespannt werden. Der armeefreundliche, ehemals kommunistische Nationalrat Walther Bringolf (SP) verlangte die Ausarbeitung einer neuen operativen Doktrin, die als Konzeption der militärischen Landesverteidigung 1966 bis ins Jahr 1994 Bestand haben sollte. Noch nie hatte die Ausstattung der Flugwaffe die weitere Entwicklung der Kampfweise der Schweizer Armee derart vorausbestimmt.

Ja zum F/A-18, Nein zum Gripen

Die politisch-militärische Auseinandersetzung um die Weiterentwicklung der Flugwaffe war aber keineswegs zu Ende. Bald schon standen die Kompensation des geringen Mirage-Bestandes und Ersatzbeschaffungen an. Der Bundesrat sprach sich für den amerikanischen Corsair zur Verstärkung des Erdkampfes aus. Doch eine sehr robuste Intervention des französischen Herstellers Dassault und die Schonung der Bundesfinanzen führten zum «Corsair-Nullentscheid».

Als Ersatz für den Raumschutz wurde dann ein für Entwicklungsländer gebautes amerikanisches Billig-Flugzeug gekauft: 110 Tiger F-5 E/F, die ab 1978 zum Einsatz kamen. Wie schon bei der Mirage, von der ursprünglich eine zweite Hunderterserie hätte beschafft werden sollen, schlugen die Finanzaufwendungen auf das ganze Militärbudget durch und konkurrierten mit den übrigen militärischen Materialbedürfnissen. Die Kosten für die Flugwaffe begannen damit in doppelter Weise ins Zentrum der Rüstungspolitik zu treten: Sie bestimmten die langfristige Gesamtplanung und lieferten wohlfeile Argumente für die Bekämpfung von weiteren Beschaffungsvorhaben.

Die teure «heilige Kuh» Landesverteidigung konnte 1989 nicht geschlachtet werden, aber ein langfristiges Aushungern erschien möglich. So liess es sich die Gruppe Schweiz ohne Armee (GSoA) nicht entgehen, die Beschaffung des modernen Kampfflugzeuges F/A-18 frontal mit einem verfassungsmässigen Verbot zu bekämpfen. Zur Überraschung der GSoA verwarf das Volk 1993 ein Totalverbot von Kampfflugzeugen, sagte aber zwanzig Jahre später auch nein zu einem nicht ausgereiften Tiger-Teilersatz durch den schwedischen Gripen.

Seit der Mirage-Affäre vor mehr als fünfzig Jahren werden die Kosten von Kampfflugzeugen gegen jene von Bildung, Altersvorsorge und Gesundheitswesen ausgespielt, obwohl diese in der Zwischenzeit um ein Mehrfaches zugelegt haben. Überblickt man die gut hundert Jahre der Schweizer Luftwaffe, so wies diese in den fünfziger bis achtziger Jahren hohe Bestände



De Havilland DH.100 Vampire Mk I.

auf, die dem Erdkampf und dem Luftkampf gegen Massenstreitkräfte dienten. Mittlerweile geht es nicht mehr darum, gegen hochdotierte Panzerverbände, Raketenartillerie und Fliegerverbände gerüstet zu sein, sondern gegen Angriffe auf Kraftwerke, Flughäfen oder Server-Zentralen sowie kombinierte Angriffe von Special Forces und Air Forces auf das Informatik- und Stromnetz der Schweiz. Denn bei einem nachhaltigen Ausfall des Stromnetzes würden Home-Office ebenso wie Selbstbedienung beim Grossverteiler illusionär.

Rudolf Jaun war Professor für Militärgeschichte an der Universität Zürich und an der Militärakademie der ETH Zürich. Er ist Autor des Buchs «Geschichte der Schweizer Armee – Vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart» (2019).

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
[vz.ch.com/merkblatt-pensionierung](https://www.vz.ch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.



Vermögenszentrum

www.vermoegenszentrum.ch

Klar im Illegalen

Nr. 34 – «Wo sind die Toten?»
Beat Gygi über die Corona-Politik

Seit Monaten verfolge ich die Todesfallstatistiken des BfS und habe mich gewundert, dass diese nie verwendet wurden. Schaut man die Daten an, so sieht man, dass die akute Bedrohung an Leib und Leben seit Mitte April vorbei ist. Seit Anfang Mai bewegt sich der Bundesrat klar im Illegalen, da die Todesfälle deutlich unter dem Erwartungswert liegen und es somit keine Gründe mehr für den Notstand gibt. Eine imaginäre Bedrohung als Grund für den Notstand ist in der Verfassung nicht vorgesehen. Wo sind die Parlamentarier, die diesem unsäglichen Treiben ein Ende bereiten könnten?

Thomas Huber, Saas

Mit nichts aufzuwiegen

Nr. 34 – «Boris Johnson brimmt es nicht»
James Delingpole über Boris Johnson

Wer von Boris Johnson Wunder erwartet hat, muss sich enttäuscht fühlen. «Get Brexit Done!», war sein Hauptpunkt, und den hat er voll erfüllt, auch wenn seine Gegner, seine Feinde und selbst Freunde damit gerechnet hatten, er würde opportunistisch umfallen. Was Johnson für Britannien mit dem Brexit ohne Knebelvertrag mit der EU erreicht hat, ist durch nichts aufzuwiegen. Mehr als mit den Krisen dieser Welt selbst-statt fremdbestimmt umgehen zu können, war niemals zu erwarten. Corona hätte die Briten auch ohne Brexit getroffen. Wegen Ansichten wie denen von James Delingpole werden die Briten, allen voran Boris Johnson, als «Rosinenpicker der EU» verteufelt.

Elisabeth Monika Oesch, Zürich

Vor Monaten bezeichnete James Delingpole Premier Johnson als potenziell grössten konservativen Premierminister seit Thatcher oder Churchill. Heute nimmt er an, er sei im Begriff, als einer der Unfähigsten in die Geschichte einzugehen. Vielleicht täuscht sich der Journalist schon wieder. *Hansruedi Tscheulin, Wimmis*

Im Nachbarbett?

Nr. 34 – «Herzchirurg ausser Haus»
Christoph Mörgeli über den USZ-Skandal

War es nötig, dass Herr Mörgeli sich als grosser Kenner in der Besetzung von Klinikleitungen aufspielt? Wir werden es dem Medizinhistoriker nicht verübeln, dass er vermutlich höchstens als Student einmal in einem Operationssaal stand. Sonst hätte er eine Ahnung, dass der Operateur zwar eine Verantwortung trägt, aber seine physische Omnipresenz nicht über das Gelingen eines Eingriffs entscheidet. Oder möchte Mörgeli, dass ein Chirurg beim Patienten im Nachbarbett übernachtet? *Prof. Dr. med. David Holzmann, Dietfurt*

Eleganter Ausweg

Nr. 34 – «Friedensstifter Trump»
Editorial von Roger Köppel

Es gibt eine andere Lesart betreffend den Vertrag zwischen Israel und den Vereinigten Arabischen Emiraten: Der Druck auf Israel und die USA war derart gross, dass das Projekt, einen Teil der Palästinensergebiete zu annektieren, auf Eis gelegt werden musste. Also musste für Netanjahu, aber vor allem auch für Trump kurz vor den Präsidentschaftswahlen, ein eleganter Ausweg zur Gesichtswahrung gefunden werden.

Roland Gafner, Diessenhofen

Trendwende

Nr. 33 – «Unabhängig, kritisch, gut gelaunt»
Das neue Erscheinungsbild der Weltwoche

Die *Weltwoche* kenne ich von Kindsbeinen an. Kaum konnte ich richtig lesen, habe ich sie schon «zerpflückt». Mit den Jahren änderte sie sich immer wieder – was einerseits normal ist. Andererseits wurde sie manchmal gar etwas tendenziös, was ich sehr bedauerte. Doch jetzt hat eine Trendwende stattgefunden. Ich habe das Gefühl, wieder die «alte» *Weltwoche* in Händen zu halten, was mich ausserordentlich freut! Viele verschiedene Meinungen kommen zu Wort, sie wird wieder zum Denkanstoss.

Doris Fuhrer-Ryf, Hauterive

Wichtig sind eine fehlerfreie und anspruchsvolle Sprache, gern auch mit Ironie und Witz versetzt, ein exzellenter journalistischer Stil, hervorragende Autoren und umfassende und wahre Informationen abseits des Mainstreams. Das ist für mich immer ein Lesevergnügen, egal, auf welchem Papier oder in welcher Aufmachung. In all den Rubriken ist die *Weltwoche* allererste Qualität – das war sie aber auch im alten «Kleid». *Ute Vogt, Schossin (D)*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Über nicht publizierte Leserbriefe kann keine Korrespondenz geführt werden.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Helmut Hubacher (1926–2020)



«Alles in allem ein fantastisches Land»: Sozialdemokrat Hubacher.

In seinem 95. Altersjahr ist Helmut Hubacher letzte Woche gestorben. Die Schweiz verliert eine historische Persönlichkeit. 34 Jahre war Hubacher Nationalrat, 15 Jahre Präsident der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz, und als publizistischer Meinungsbildner wirkte er bis kurz vor seinem Tod.

Innert weniger Wochen hatte ihn sein Hirntumor lahmgelegt. Seinen Abschied konnte er in Würde und bei vollem Bewusstsein vorbereiten. «Ich bin gefasst, Ruedi, es ist jetzt Zeit», sagte er mir Ende Juni. Offen sprach er über seine Krankheit und die grosse Hilfe seiner Frau Gret.

Jahrzehntelang hatte Hubacher die Schweizer Politik mitgeprägt. Kaum einer sprach eine so klare und verständliche Sprache, kaum jemand in Bundesbern war so schlagfertig. Und keiner wurde während des Kalten Kriegs von unheimlichen Patrioten derart als Landesverräter und Nestbeschmutzer exkommuniziert, zum Beispiel als er die Affäre um das nie funktionierende Luftabwehrsystem Florida lostrat. Und später ebenso, als er die korruptionsähnlichen Vorgänge bei den Panzer- und Flugzeugbeschaffungen zum Politikum machte.

In seiner Amtszeit als Präsident der SP Schweiz vollzog die Sozialdemokratie einen grundlegenden Wandel. Mit der Schwarzenbach-Initiative 1970 – einer für Hubacher traumatischen und prägenden Episode – verlor die Partei erstmals einen Teil der traditionellen Arbeiterschaft. Gleichzeitig strömten nach 1968 junge Linke in die SP oder setzten sie von aussen unter oppositionellen Zugzwang.

Im Gegensatz zu den meisten Exponenten der damaligen SP-Prominenz zeigte Hubacher früh die Bereitschaft zur Öffnung der Partei für akademische Junglinke, für liberale Bildungsbürger, nach der Kaiseraugst-Besetzung 1975 für ökologische Bewegungen. Auch die Öffnung der Partei gegenüber feministischen Themen bewältigte er als Parteipräsident, indes nicht ohne Konflikte mit Radikalfeministinnen (ich erlebte diese turbulente Zeit als Zentralsekretär der Partei).

Sein Credo zur Führung dieser heterogenen Partei war: Es braucht einen linken Flügel (deshalb nahm er Jean Ziegler, Arthur Villard und die Pazifisten in Schutz). Und es braucht einen rechten Flügel (als Gewerkschafter genoss er Vertrauen im traditionellen Arbeitermilieu). Aber vor allem braucht es ein starkes Zentrum, das er, Hubacher, verkörperte und zusammen mit Andreas Gerwig, Walter Renschler und Lillian Uchtenhagen klar anführte. Nach ihm hat niemand mehr eine solche Fähigkeit zur Integration gezeigt.

Die letzten Nationalratswahlen 2019 haben Hubacher wegen des starken Wählerverlusts der SP gekränkt und zornig gemacht. Er wollte ein Buch über die Sozialdemokratie schreiben. In seinem letzten Brief schrieb er dann: «Mein geplantes Buch habe ich aufgegeben.» Und am Telefon sagte er mir, er müsse dringend noch die sechzig Boxen mit seinen persönlichen Dokumenten für die Abholung durch das Schweizerische Sozialarchiv vorbereiten. All das konnte er abschliessen. Was der Nachwelt bleibt, ist sein dokumentarisches Vermächtnis.

Seine allerletzte Kolumne in der *Basler Zeitung* beendete er, der früher von seinen Gegnern als Landesverräter gebrandmarkt worden war, mit dem Satz: «Diese Schweiz ist alles in allem ein fantastisches Land.» *Rudolf Strahm*

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Grosse Diskussion zur Begrenzungsinitiative

Ab Montag, 24. August, täglich um 17.15 Uhr auf



und ab Montag, 31. August, täglich ab 17 Uhr auf

TELEZ

und unter:

www.fokus-kmu.tv

Wer stoppt Berset?

Der Gesundheitsminister baut an seiner Planwirtschaft. Niemand erhebt Einspruch.



Auftritt von Bundesrat Alain Berset an der Pressekonferenz – ein vertrautes Bild, x-mal hat er in der Viruszeit dem Publikum Corona-Massnahmen erklärt. Aber diesmal ist es anders. Jetzt hat Berset ein Massnahmenpaket zur Kostendämpfung im Gesundheitswesen präsentiert, das milliardenschwere Entlastungen bringen soll. Auffälligster Punkt ist darin der Vorschlag, dass Patienten künftig nicht sogleich einen Spezialarzt aufsuchen dürfen, sondern zuerst über eine Erstberatung beim Hausarzt oder bei ähnlichen Ansprechpartnern gehen müssen. Das Paket ist als indirekter Gegenvorschlag zur CVP-Kostensenkungsinitiative gedacht. Diese fordert staatliche Eingriffe, sobald die Gesundheitskosten im Vergleich zur Lohnentwicklung zu stark steigen. Berset findet die Initiative zu starr, aber Zielvorgaben für die Kostenentwicklung gefallen ihm, der mit seinem Bundesamt für Gesundheit (BAG) eine «Verbesserung der Gesamtsteuerung des Gesundheitssystems» anstrebt.

Damit schlüpft das BAG nach der Corona-Hektik wieder in seine alte Rolle als Bundesbehörde, die das Gesundheitswesen überwacht und reguliert. Hat sich etwas geändert gegenüber der Zeit vor dem Virus? Ja. Die Epidemie hat der Öffentlichkeit vor Augen geführt, wie das Amt arbeitet. Lückenhafte Datenerhebungen, Fehler in Informationen und Kommunikation, veraltete Systeme, begrenztes Fachwissen in der Führung – entlarvt hat es Corona, aber all das prägt schon lange die Tätigkeit des Amtes. Auch das Hineinregieren in Details in planwirtschaftlichem Stil fiel in der Pandemie einfach speziell auf, aber Ähnliches erleben Krankenkassen,

Pharmafirmen, Ärzte und Spitäler seit langem. Kassen könnten Patienten und Versicherten bessere Leistungen anbieten, wenn das Amt ihnen mehr Freiraum in der Prämien- und Sortimentsgestaltung liesse. Berset sagt, die Behörden seien gezwungen, jedes Jahr neue Massnahmen zu finden. Darf er einfach so weiterfahren? Wo sind die Politiker, die aus Corona die Lehren ziehen und den Ärzten, Spitälern und Kassen wieder etwas Freiheit zurückgeben, damit diese besser arbeiten können? Es geht hier um einen Jahresumsatz von rund 80 Milliarden Franken.

Emmis Erfolg

Wenn das der Grossvater wüsste, der noch selber seine Milch in die Dorfkäserei brachte. Emmi, der grösste Milchverarbeiter der Schweiz und Koloss in der Nahrungsmittelbranche, geht fremd und beginnt, vegane Produkte im eigenen Sortiment anzubieten. Jogurts und Drinks aus Mandeln oder Hafer statt aus Milch – orientiert sich Emmi zu sehr am Zeitgeist, müssen die Milchlieferanten Angst haben?

Nein, Emmi ist eine Erfolgsgeschichte aus der Verbindung von Alt und Neu. 1993 wurde das Unternehmen auf der Grundlage des Zentralschweizerischen Milchverbands gegründet, und von den paar grossen alten, hoch regulierten Milchverbänden gelang es nur Emmi, voll marktfähig zu werden. 2004 erfolgte der Börsengang, seither hat sich der Aktienkurs verachtfacht. Der von der Migros gekommene marketinghochbegabte Konzernchef Urs Riedener hat seit 2008 mit Ausdauer so viele Innovationen durchgezogen, dass der halbe Umsatz heute aus dem Ausland stammt.

Müssen die hiesigen Milchbauern also doch fürchten, Emmi wende sich irgendwann ab? Nein, das Unternehmen hat Bodenhaftung, es gehört zu gut der Hälfte den Bauern. Die Lieferanten sind zugleich Aktionäre. Sie könnten für sich sogar höhere Preise erzwingen. Aber wenn sie wollen, dass es auch ihren Enkeln noch gutgeht, müssen sie schauen, dass es dem Verarbeiter Emmi gutgeht.

Soziale Bereicherung

Da fiel im Gespräch kürzlich der Satz: «Die sozialen Medien machen die Welt ärmer.» Warum? Weil Facebook, Twitter und Co. dazu führen, dass sich die Gesellschaft in Gruppen aufspaltet, die sich je nur noch in ihrem Zirkel austauschen und in ihren Blasen isoliert sind. Auseinandersetzungen mit andern weichen sie aus, das Leben verarmt. Nein, es geht anders: Soziale Medien bieten den Leuten enorme Möglichkeiten zur Steigerung des Selbstwertgefühls. Mit dem Handy werden sie aus ihrer Sicht wichtig, zum Mittelpunkt eines Netzes. Sie schicken Worte, Bilder und Videos ans Publikum, die ein positives Echo auslösen. Man fühlt sich geschätzt, das ist wie ein privates Vermögen. Würde man all diese Selbstwertempfindungen weltweit summieren, würde sich zeigen: Soziale Medien bringen einen gigantischen Vermögenszuwachs. Halt, man kann persönliche Wertvorstellungen doch nicht zusammenzählen. Gut, aber was sind Apple, Facebook und Google an der Börse wert? Billionen. Genau das spiegelt doch, was Handy-Käufer denken: «Weil ich es mir wert bin.»

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Der bildgewaltige
Kinofilm «Tenet»
setzt alle Gesetze der Zeit
ausser Kraft.
Wolfram Knorr, Seite 52



Auf der Suche nach Windstille.

Max von Moos, Inferno, 1961 – Es ist eines jener tragischen Leben, dessen Augen, je tiefer sie in das Innere des Bewusstseins blickten, umso mehr an Sehkraft für alles andere verloren. Der Luzerner Maler Max von Moos (1903–1979) war ein stets kränkelder Mensch, litt unter Tuberkulose und einer Augenkrankheit, und wahrscheinlich kamen sie da her, seine Weltangst, sein Glaube an einen ungunstigen Ausgang von allem, seine Unfähigkeit, spielerisch auf die tödliche Ernsthaftigkeit der Welt zu reagieren.

Die äusseren Bilder des Schreckens und der Krankheiten wurden auf seiner inneren Leinwand zu den Dämonen seiner Zeit. Die Bilder

wurden zu verzweifelterm, leisem Schreien, das nur jene Menschen zu hören vermögen, die Bekanntschaft gemacht haben mit der Kehrseite der Welt und hoffen, in ihrer eigenen Dunkelheit einen Weg der Erlösung zu finden.

Von Moos' Inneres lebte im Surrealistischen, in dem kein Licht mehr die Dämonen verschatten kann. Er existierte dort, weil für ihn Wirklichkeit und der Mensch in ihr zu etwas geworden waren, was nur Unheil schuf oder hervorbrachte; Zerstörung und Verzweiflung. Er suchte Wahrhaftigkeit und konnte nicht tanzen auf dem Vulkan und so tun, als ob der Vulkan aus festem Gestein wäre.

Von Moos' Äusseres lebte, abgeschirmt beinahe und auf der Suche nach Windstille in den Stürmen der Zeit, ein Leben lang in dessen Elternhaus, seinem Réduit gegen den Schrecken der Welt, seiner Burg in einem Land, dessen Fundament und dessen Schutzmechanismus ein die Untiefen des Seins verdrängender Realismus ist. Eines, dessen Tunnel in sein Inneres lediglich durch das Gestein der Berge führen und nicht durch den Mörtel seines Bewusstseins. Es gibt wohl nichts Einsameres, vielleicht auch nichts Verzweifelteres als einen Surrealisten in der Schweiz. Und trotzdem ist er kostbarer als ein Edelweiss. *Michael Bahnerth*

Synapsen in heftigem Verkehr

Schatzkammer und Kuriositätenkabinett:

Alexander Kluges assoziativ-verspielte Annäherung an Russland.

Daniel Weber

Alexander Kluge: Russland-Kontainer.
Suhrkamp. 444 S., Fr. 53.90

In einem Container werden Waren aufbewahrt oder transportiert. In Alexander Kluges «Russland-Kontainer» sind es Geschichten und Bilder, Anekdoten und Zitate, Aufgeschnapptes und Angelesenes, Ideen und Träume. In einem Tagebucheintrag von einer Fahrt in die Schweizer Berge heisst es: «Zwei Koffer und vier Taschen auf den Rücksitzen des Fahrzeugs. Das sind meine Unterlagen: <Materialien>.» Aus diesen Text- und Bild-dokumenten wird dann das Buch. «Was ist der Grund dafür, dass ich <Materialsammlungen> gegenüber Fertigprodukten vorziehe? Fertigprodukte schliessen die Zuarbeit des Lesers aus. Der Leser als Konsument von <Werken>? Der Leser als Produzent seiner Erfahrung!»

So in die Pflicht genommen – oder in die Freiheit entlassen –, kann der Leser an beliebiger Stelle ins Buch einsteigen, vor- und zurückblättern, es gibt keine Chronologie und keinen roten Faden. Für den Autor sind seine Romane «Sammlungen»; man könnte auch sagen: Schatzkammern. Und manchmal erinnern sie an ein Kuriositätenkabinett. In einer Episode erzählt Kluge von einem Unternehmer aus Hameln, der bei einer Auktion ein aussergewöhnlich günstiges Grundstück in Russland ersteigert hat. Dessen Grösse in Quadratmetern war im Katalog korrekt angegeben – aber nicht, dass es sich um einen Weg von drei Meter Breite und fünfzehn Kilometer Länge handelte, der zwei Ortschaften verbindet, die es seit Jahrzehnten nicht mehr gibt.

Entgrenzter Blick

Die absurde Anekdote mag stimmen (sie wird von einer Fotografie beglaubigt), sie mag auch erfunden sein – so genau weiss man das bei Kluge nie. Man kennt dies aus seinem zwei-bändigen Hauptwerk «Chronik der Gefühle». Dass die Grenze zwischen dem Dokumentarischen und dem Fiktionalen fliessend verläuft, ist eine Erfahrung, die er dem Leser schon

immer gezielt zugemutet hat. Und nicht nur dem Leser. Der heute 88-Jährige begann als ausgebildeter Rechtsanwalt nicht nur früh und erfolgreich zu schreiben, in den 1960ern gehörte er als Filmemacher auch zu den Mitbegründern des Neuen Deutschen Films; und in den 1980ern wurde er Fernsehproduzent und präsentierte im Nachtprogramm der neuen deutschen Privatsender unabhängige Kultur-

Wie schafften es die Pontoniere Napoleons, eine Brücke über die Beresina zu errichten?

sendungen, die mit allen Konventionen brachen. Daneben wirkte er als Hochschullehrer und verfasste Schriften zur Philosophie, Film- und Gesellschaftstheorie.

Aus einem überreichen Wissen speist sich Kluges Assoziationskraft, die wie alle seine Werke auch den «Russland-Kontainer» prägt. Auf die knappe Schilderung der Ermordung der Politikerin und Menschenrechtsaktivistin Galina Starowoitowa in Sankt Petersburg folgen sechs Seiten mit Fernsehbildern von den Trauerfeiern, dann eine Seite, die das russische Wortfeld für «Trauer» absteckt, eine Auflistung der sieben Erscheinungsformen der Melancholie nach Freud, ergänzt um die sieben Stationen

der Trauerarbeit und eine kurze ethnografische Betrachtung: «Regeln für das Weinen». Darin heisst es über einen alten Volksglauben: «Die Tränen der im Leben Zurückbleibenden, die den Toten liebten, brennen im Verstorbenen wie Feuer. Je mehr man um den Toten weint, desto mehr Wasser muss er in der Unterwelt schöpfen.» Nach dieser spielerischen Methode verfährt Kluges Schreiben, sein Denken ist stets auf dem Sprung.

Ein kohärentes Bild von Russland kann man darum von diesem Buch nicht erwarten, Kluge gibt unumwunden zu, dass er das Land nicht besonders gut kennt, es ist für ihn eher eine Utopie im Wortsinn, ein Nicht-Ort – der aber gesättigt ist mit Geschichte und Geschichten. «Es wäre hochmütig, dass ein einzelner Autor über ein Grosses Land, sei es das eigene oder ein fremdes, irgendetwas Vollständiges schreibt und mehr wiedergibt als seinen begrenzten Blick.»

Nun ist Kluges forschender Blick allerdings eher ein entgrenzter: Er reicht weit hinaus ins Weltall, wenn er sich vorstellt, wie ein russischer Kosmonaut während der Perestroika «in den Abgrund der Sterne» gestürzt ist, weil bei Reparaturarbeiten an einer Raumkapsel seine Halteseile rissen. Er verfolgt seinen Sturz, bis ihn die kosmische Strahlung in Partikel auflöst. «Weitere Jahrtausende werden vergehen», bis die letzten Reste des Mannes einen der Sterne im Centaurus-System umrunden werden.

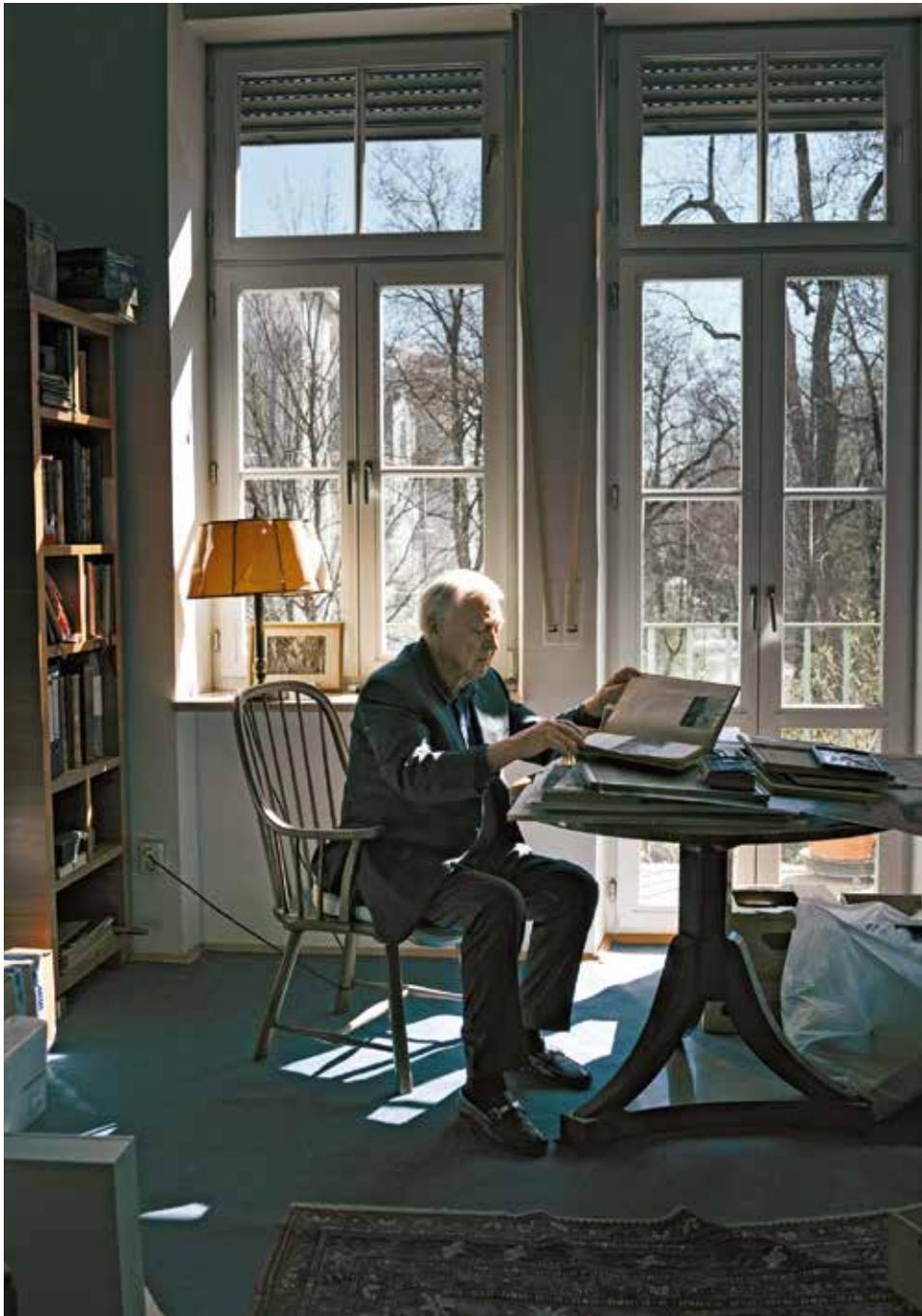
Zirkus, Oper, Napoleon und Hitler

Oft ist dieser Blick auch wie durch ein Mikroskop auf Kleinstes gerichtet, etwa eine Mücke an der Fensterscheibe, die ein grosses Ei hinter sich herzieht, zunehmend hektisch eine Ritze sucht, wo sie es ablegen könnte, desorientiert Kreise zieht, sich erschöpft und dem Tod geweiht scheint. Aber es gibt ein Happy End, die Mücke fällt mit ihrem Ei herab auf die Dachziegel, wo die Larve schlüpfen können wird.

«Glücksfall für die Lebenswelt» heisst die Kürzestgeschichte, die wie die meisten Texte im Buch kaum eine Seite umfasst. Alles andere als einen Glücksfall schildert die Geschichte



„Bei dem Wetter kriegt man ja 'ne richtige Memchenhaut...“



Unstillbare Neugier: Autor Kluge, in seine Materialien vertieft.

über den quälenden Tod der Hündin Laika, die 1957 an Bord der Sputnik 2 in den Weltraum geschickt wurde. Der Text fängt mit einer typischen Kluge-Volte an: «Laika war den Forschern zugelaufen. Eine lange Zeit der Entwicklung ist vergangen seit jenem Zeitpunkt im ausgehenden Pleistozän, als sich die ersten Hunde den Standquartieren der Menschenhorde näherten. Inzwischen waren dreitausend Menschengenerationen oder achtzehntausend Hundegenerationen vergangen.» Nach der Beschreibung des tödlichen Flugs zieht der Autor das lakonische Fazit: «Hätten Laikas Vorfahren, die den Bund mit den Menschen schlossen, von diesem Schicksal gewusst, hätten sie einen weiten Bogen um die frühen Höhlen und Holz-

unterkünfte gemacht.» Im «Russland-Kontainer» finden sich Kluges bekannte Passionen: der Zirkus, die Oper, die gescheiterten Russlandfeldzüge von Napoleon und Hitler, die Kosmologie und die Geologie, die Philosophie von Raum und Zeit.

Vorzugsweise interessieren ihn, der getrieben ist von einer unstillbaren Neugier, kleine Momente in den grossen Zeitläuften, Details, die eine überraschende Perspektive aufs Ganze eröffnen. So geht er der Frage nach, wie die Pontoniere Napoleons es schafften, eine Brücke über die Beresina zu errichten, um die französische Armee auf dem Rückzug zu retten. Wie überlebten sie im eisigen Wasser des Flusses? Indem man sie mit Punsch abfüllte – «der Arzt sieht

einen Menschen als skelettgestütztes Gefäss, das ein gewisses Quantum heisser Flüssigkeit aufnimmt und dadurch der Durchkühlung trotzt». Nach zehn Minuten im Wasser werden die Soldaten herausgeholt, sie können sich am Feuer erwärmen und Punsch trinken, bevor sie wieder in den Fluss steigen. «Sie werden alle daran sterben», heisst es knapp.

Auf wundersame Weise gerettet wurde dagegen der Zirkus «Sieg des Proletariats», der auf einer Tour durch Weissrussland 1941 von den deutschen Panzertruppen überrascht wurde. «In den Stäben der Grenzarmeen, in diesen Tagen von Sorge übermannt, sass den Zirkusfreunde.» Sie organisierten den Eisenbahntransport, der den Zirkus ins Hinter-

Vorzugsweise interessieren ihn die kleinen Momente in den grossen Zeitläuften.

land in Sicherheit brachte – ein symbolischer Triumph über die Invasoren. «Hoffnung auf den Sieg über die Okkupatoren in Form von Artisten, Tieren und Dompteuren wurde exportiert aus dem Sumpf der Verzweigung.»

Träumerische Freiheit

Natürlich hat auch der russische Film einen wichtigen Platz im Container des Filmmachers Kluge, von den grossen Melodramen, die noch 1917, ungeachtet der Revolution, in den Kinos des Landes gespielt wurden (nur die unterschiedlichen Preiskategorien wurden abgeschafft), bis hin zu Sergei Eisensteins wahnwitzigen Plänen, «Das Kapital» von Karl Marx und den Roman «Ulysses» von James Joyce zu verfilmen.

In einer kurzen Reflexion über das Sehen im Kino findet Kluge schliesslich auch ein schönes Bild für das, was seine Art des Erzählens ausmacht. Er geht aus von der Tatsache, dass im klassischen analogen Film 24 Einzelbilder pro Sekunde auf die Leinwand projiziert werden – nur die Trägheit des Auges lässt uns eine fließende Bewegung wahrnehmen, die Dunkelphase zwischen den Einzelbildern sehen wir nicht. (Während eines 90-minütigen Films sitzen wir buchstäblich 45 Minuten im Dunkeln.)

Dass das Auge sehe, sei eine Redensart, schreibt Kluge. «Es ist eine wache, zahlenstarke Gemeinde von Synapsen, in heftigem Verkehr und Gegenverkehr untereinander, eine Republik hinter dem Sehhügel, weit im Hinterkopf, welche die Bilder erschafft. Das Bewusstsein weiss nichts von der Dunkelphase. Die Synapsen aber, bei ihrer Arbeit weit unterhalb des Bewusstseins, geniessen die Pause im Kino. Die Dunkelphase ermuntert sie zu «träumerischer Freiheit.» Solche Momente der Freiheit verschafft auch der Erzähler Alexander Kluge seinen Leserinnen und Lesern.



Beste Freunde: Der Weg vom Wolf über den Hundwolf zum Hund war lang.

Keine Schöpfung des Menschen

Veronika Straass

Josef H. Reichholf: Der Hund und sein Mensch – Wie der Wolf sich und uns domestizierte. Hanser. 224 S., Fr. 34.90

Josef Reichholf, der bekannte Evolutionsbiologe, Zoologe und Ökologe ist es gewohnt, nach der Vorgeschichte eines Status quo zu fragen: Wie kam es dazu? Sein Rüde Branko, mit dem er dreizehn Jahre lang Leben, Haus und Spaziergänge teilte, brachte Reichholf auf das Thema seines neuen Buchs.

Die gängige Geschichte der «Hundwerdung» erzählt sich etwa so: Jedes Mal, wenn unsere Vorfahren Beute gemacht hatten, lockte der Fleischgeruch Grosskatzen, Hyänen und auch Wölfe an. Wolfspelze hielten wunderbar warm, also erbeuteten die Eiszeitjäger bei solchen Gelegenheiten gerne Wölfe. Unter den getöteten Tieren waren sicher auch führende Wölfinnen. Die Frauen der Jägergruppe müssen Mitleid mit den hilflosen Welpen gehabt haben, nahmen sich der Kleinen an und zogen sie zu starken und vor allem zahmen Wölfen heran. Einige Wölfinnen blieben beim Menschenrudel.

Bald merkten die Steinzeitjäger, dass ein Leben mit zahmen Wölfen seine Vorzüge hatte. Diese Wölfe behandelten den Menschen wie ihresgleichen und verteidigten ihr Menschen-

rudel gegen wilde Artgenossen, Grosskatzen und Hyänen. Auch bei der Spurensuche auf der Jagd waren sie wertvolle Helfer. Der Mensch begann, unter den Wolfswelpen auszuwählen. Nur die fügsamen, anpassungsfähigen durften bleiben und später ihre eigenen Jungen aufziehen. Die Richtung war vorgegeben; der Wolf verwandelte sich immer mehr, bis er schliesslich zum Hund geworden war.

Diese Geschichte hat vor allem einen Vorzug, meint Reichholf: Sie bedient unsere Eitelkeit. Sie besagt, dass der Hund eine Schöpfung des Menschen ist. Doch er hält diese Geschichte für zu glatt, zu geradlinig, um plausibel zu sein. Vor allem lässt sie Fragen offen. Warum lässt

Überall, wo der moderne Mensch auftauchte, brach alsbald die Grosstierfauna zusammen.

sich die Entwicklung der Hunde nur an wenigen Stellen nachweisen – etwa im heutigen Belgien oder in Nordchina –, obwohl der Homo sapiens mindestens 40 000 Jahre in Wolfsland lebte, der Neandertaler sogar über 200 000 Jahre? Warum verwandelte der Mensch nicht überall Wölfe in Hunde?

Reichholf hält eine andere These für wahrscheinlicher: Nicht der Mensch domestizierte die Wölfe. Die Annäherung muss von einzelnen Wölfen ausgegangen sein. Der lange Weg vom Wolf zum «Hundwolf», muss sich in der langen letzten Kaltzeit vollzogen haben. Solche

Hundwölfe könnten der Grund gewesen sein, warum der Neandertaler verschwand und der aus Afrika eingewanderte Mensch sich durchsetzte. Die Mammutsteppe war von einer artenreichen Grosstierfauna bevölkert, bevor der Homo sapiens aus Afrika nach Asien und Europa einwanderte. Ein ebenso artenreiches Spektrum an Beutegreifern lebte von diesem Überfluss, darunter auch der Neandertaler. Doch als vor etwa 40 000 Jahren der neue, graziler gebaute Menschentyp von Süden einwanderte, war der Untergang des Neandertalers besiegelt.

Warum? Reichholf favorisiert eine These der amerikanischen Anthropologin Pat Shipman: «Die Neuen» wurden womöglich schon von Hundwölfen begleitet, die ihren Jagderfolg beträchtlich steigerten. Die Kinder der Neulinge hatten damit bessere Überlebenseussichten, ihre Zahl stieg rasch an. Die relativ kleine Zahl der Neandertaler hatte keine Chance gegen die Übermacht der Einwanderer.

Doch sein Jagderfolg wurde dem eingewanderten Homo sapiens vermutlich zum Verhängnis: Überall, wo der moderne Mensch auftauchte, brach alsbald die Grosstierfauna zusammen. Reichholf und andere Wissenschaftler vermuten, dass nicht der Klimawandel, sondern der jagende Mensch der Grund für dieses Massensterben war. Mit den Beutetieren starben auch viele ihrer Beutegreifer aus oder zogen sich in entlegene, noch unbesiedelte Gebiete zurück. Die Wölfe aber, so vermutet Reichholf, hatten eine weitere Option: Sie konnten von den Abfallbergen leben,

die nach den Fleischmahlzeiten des Menschen übrigblieben. Und als die Zeit der grossen Jagden vorbei war und der Mensch sesshaft wurde, Feldfrüchte anbaute, Vieh hielt und züchtete, stellte sich der «Hundwolf» genetisch auf die veränderte Menschennahrung ein. Der Wolf wurde endgültig zum Hund.

Wenn man Reichholf über die Schulter schaut, wie er Fakten zusammenträgt, mit verschiedenen Thesen abgleicht und sich schliesslich sein eigenes Bild von der Entstehung des Hundes macht, fühlt man sich ein wenig an die Arbeit eines Kriminalisten erinnert: Welche Indizien liegen vor?

Das Buch vermittelt dem Leser unterhaltsam und spannend die Denkweise des erfahrenen Naturwissenschaftlers. Bisweilen allerdings gestaltet sich die Lektüre ein wenig anstrengend. Die Neigung von Reichholf, durch die Thematik zu schlendern, hier und da einen ausgedehnten Exkurs einzuflechten, sich einen Seitenhieb auf die Jägerschaft zu gönnen, dann wieder Geiern ausgiebig beim Mahl zuzusehen, die Caniden der afrikanischen Savanne zu streifen oder unvermittelt zur aktuellen Hundebiss-Statistik zu springen, um erst Seiten später wieder zum Thema zurückzukommen, machen es oft schwer, den roten Faden des Buches im Auge zu behalten. Doch viele Leser schätzen gerade dies: den Blick auf die Welt mit den Augen des umfassend gebildeten Naturwissenschaftlers.

Das gefährlichste Jahr

René Lüchinger

Hanspeter Born: Staatsmann im Sturm. Pilet-Golaz und das Jahr 1940. Münster. 540 S., Fr. 36.90

1940. Die Schweiz ist umschlossen von faschistischen Mächten. Bundespräsident ist der Waadtländer Freisinnige Marcel Pilet-Golaz. Eine komplexe, widersprüchliche Figur. «Sensibel und schüchtern», heisst es im «Bundesratslexikon», «seine elitäre Haltung und sein autoritärer Charakter wurden mit der zunehmenden Polemik gegen ihn immer ausgeprägter». In der historischen Rezeption ist das Urteil eindeutig: Pilet-Golaz' Radioansprache an das Volk nach der Kapitulation Frankreichs qualifiziert ihn als «Anpasser» an Nazi-deutschland.

Hat dieses zur historischen Wahrheit geronnene Bild heute noch Bestand? Der *Weltwoche*-Autor Hanspeter Born hat den «Staatsmann im Sturm» anhand von Primärquellen und Dokumenten aus dem Familienarchiv neu ausgeleuchtet und bringt unverrückbar geglaubte Gewissheiten zumindest ins Wanken.

Anhand von Pilets Entwurf zur Radioansprache vom 25. Juni 1940 zeichnet Born die «Genesis einer Rede» nach, von der Skizze über stundenlange Diskussionen mit den Bundesratskollegen Etter und Minger bis zum fertigen Redetext. Resultat: «Wenn Pilet in seinen Notizen von «anpassen» schreibt, dann geht aus dem Zusammenhang hervor, dass er damit die Anpassung der Schweizer Wirtschaft an die neue Lage meint. Keineswegs denkt er, wie ihm Kritiker und Historiker dies später vorhalten werden, an eine politische Anpassung an den Nationalsozialismus.» Die Audienz für Schweizer Nazifreunde hält Born für einen Fauxpas. «Für ihn war seine Unterredung eines von vielen Gesprächen, das er routinemässig mit Interessengruppen oder Privatpersonen führte.» Die Frontenführer versandten nach dem

Besuch ein Communiqué, das in Berlin Genugtuung, in der Schweiz Bestürzung auslöste.

Bemerkenswert ist der Fall Grimm, den Born hier erstmals beschreibt. Der vom marxistischen Landesstreik-Aktivisten zum Sozialdemokraten geläuterte Robert Grimm brandmarkt an einem Parteitag Diktaturen als Rückfall in die Barbarei. Die deutsche Gesandtschaft in Bern fordert umgehend die Entlassung Grimms aus seinen Ämtern. Eine «unzumutbare Forderung des Auslands» also, der zu widerstehen Pilet-Golaz verspricht. Der Bundespräsident schreibt zurück, die inkriminierten Aussagen stünden «in keiner Beziehung zu den amtlichen Funktionen von Nationalrat Grimm». Über eine Entlassung kein Wort, und diese findet auch nicht statt. Handelt so einer, der vor den Nazis in die Knie gehen will?



Vontobel

Die Welt steht Kopf – und Ihre Anlagen?

Wer seinem Portfolio Gutes tun will, kann dabei auch Gutes tun für die Welt. Lernen Sie sechs Herausforderungen kennen, vor denen Anlegerinnen und Anleger die Augen nicht verschliessen sollten.

Mehr unter vontobel.com/corona-paper



Jeder Tag ein Absturz

Rolf Hürzeler

Rolf Lappert: Leben ist ein unregelmässiges
Verb. Hanser. 992 S., Fr. 46.90

So schmerzvoll kann Liebeskummer sein: «Sätze, in denen sie ihn direkt ansprach, las er immer wieder, manchmal stumm, manchmal flüsternd und manchmal laut...» Der schmach-tende Leander hatte in der kurzen Begegnung mit seiner angebeteten Lotte ein wenig Halt im Dasein gefunden. Der Verzweifelte erwachte wie so viele Menschen einen schlechten Start ins Leben, so dass er sich nun nach menschlicher Nähe sehnt.

Leander verbrachte mit den drei Kinder Ringo, Linus und Frida seine ersten Lebensjahre in einer norddeutschen Aussteigerkommune, dem «Kampstedter Bruch» oder «Winnipeg», wie die Kleinen ihre Welt nannten. Die Polizei befreite sie 1980 aus dieser Gemeinschaft, die allerdings nicht biederer hätte sein können: Die Spinner pickten ihre Körnli und schlachteten ihre Schafe selber. Sie schwadronierten esoterisch und suchten ihr Glück in entrückter Abgeschiedenheit. Nicht einmal die freie Liebe gönnten sie sich.

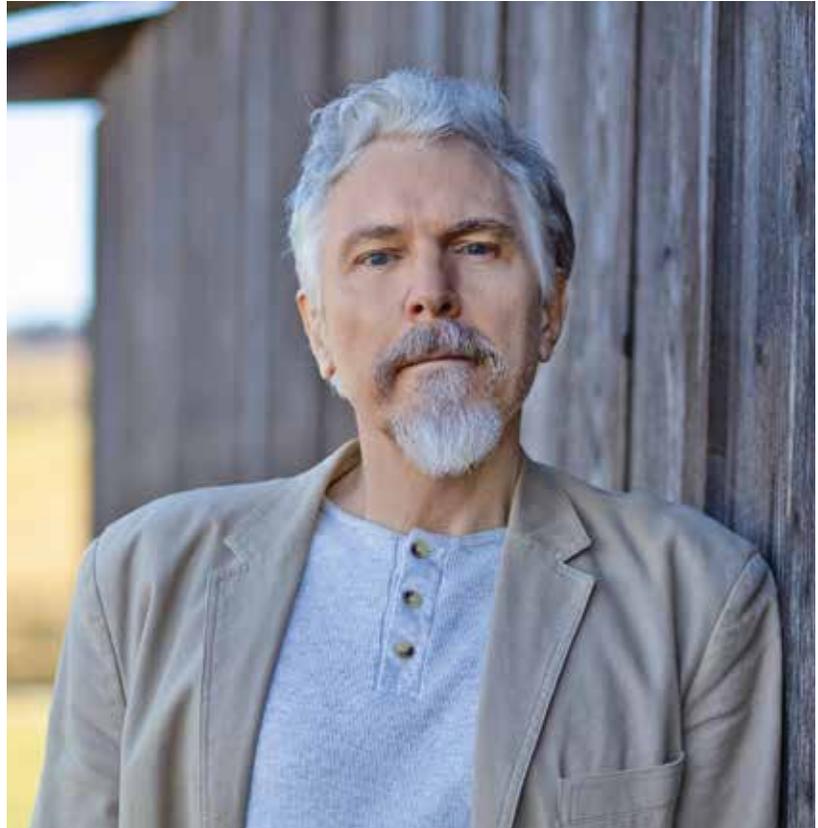
Wie ein Fortsetzungsroman

Das ist die Ausgangslage des neuen Romans «Leben ist ein unregelmässiges Verb» des Schriftstellers Rolf Lappert. Er verfolgt darin die Lebenswege der vier «Winnipeg»-Kinder, die sich in der richtigen Welt behaupten müssen. Mit dieser Idee gönnt sich Lappert die Chance, in schier unendlichen Wendungen die Schicksalsgeschichten dieser jungen Menschen zu entwickeln, die ausser der Kommunen-Her-

Geht Lappert im Erzählfluss die Virtuosität aus, baut er eine veritable Kneipenschlägerei ein.

kunft wenig gemeinsam haben. Er verpackt darin alle erdenklichen Emotionen – von unerfüllter Liebe bis zum ausgelebten Hass.

Die Erzählsituation erlaubt es ihm, das zu tun, was er am besten kann, nämlich kürzere und längere Geschichten aus dem respektablen Fundus seiner Fantasie zu schöpfen. Das Buch ist in der Tradition des Fortsetzungsromans des 19. Jahrhunderts geschrieben und besticht nicht durch den grossen Bogen, der die Welt zusammenhält. Hier findet man vielmehr Geschichte um Geschichte; meistens stehen sie für sich selbst. Verschiedentlich nimmt Lappert auf Charles Dickens Bezug, dessen «Oliver Twist» er anscheinend genau gelesen hat.



Fülle von Einfällen: Autor Rolf Lappert.

Die Katastrophen im Leben der Romanfiguren sind ein Glück für die Leser. Der Autor mutet den armen Geschöpfen alle erdenklichen Schicksale zu. Kaum hat einer mal den Boden unter den Füssen gefunden, wird ihm gleich der Teppich weggezogen: «Ich mache es meinen Figuren so schwer wie möglich», sagt Lappert dazu.

Dabei ist der Seelenschmetter des psychisch angeschlagenen Leander vergleichsweise harmlos. Linus nimmt sich das Leben oder tut zumindest so. Die anderen zwei, Frida und Ringo, verfallen dem Alkohol in unterschiedlichem Masse. Trunkenheit signalisiert dem Leser in solchen Fällen stets, wie schlecht es um eine Romanfigur stehen muss.

Man sieht Lappert das Klischee nach, weil er Seite um Seite mit einer Fülle von Einfällen glänzt. Köstlich etwa die Episode, in der einem versifften Theaterintendanten in Winnipeg die Schauspieler davonlaufen, mit denen er ein Stück, «sein Stück», inszenieren wollte. Der Chef der Freien Bühne Beerbaum bleibt verzweifelt allein zurück: «Hätte er am Ganges gesessen, wäre jetzt eine Leiche vorübergetrieben, um Vergänglichkeit zu illustrieren...» Doch ein wahrer Künstler gibt nicht auf und schwatzt dem empfindsamen Leander in der Folge auf, als Autor eines Tagebuchs aufzutreten, das dieser nicht selbst geschrieben hat. Mit dem Betrug winken dem Leser zwar keine weiteren Ganges-Leichen, dafür aber Parodien aus dem etablierten Literaturbetrieb, die für wahre Unterhaltung sorgen.

Geht Lappert im Erzählfluss einmal die Virtuosität aus, baut er eine veritable Kneipenschlägerei ein, bei der das Blut spritzt. Ansonsten verzichtet er auf billige Effekte; Sex gibt es höchstens in der Blümchenversion.

Schrecklich traurig – und witzig

Der 61-jährige Rolf Lappert gehört zu den lebenswürdigen Zeitgenossen und setzt auf Bescheidenheit, obschon er neben anderen Auszeichnungen mit seinem Roman «Nach Hause schwimmen» 2008 den Schweizer Buchpreis gewonnen hat. Mit einer Coming-of-Age-Geschichte übrigens, die offenkundige Parallelen zu seinem neuen Werk aufweist. Lappert redet in Interviews nur zurückhaltend von seiner Arbeit und verzichtet darauf, die Welt mit politischen Bekenntnissen zu retten. Auch über sein Privatleben spricht er kaum. Nicht einmal ein Lächeln schenkt er dem Publikum mit dem kleinen Porträt auf dem Buchumschlag, das an ein Fahndungsbild erinnert.

Geduld wird bei der Lektüre belohnt, auch wenn der Leser nach all den dramatischen Schlaufen langsam ins Seufzen kommt. Immer wieder gibt es noch eine Überraschung: Gegen Schluss des Romans etwa baut der ehemalige Drehbuchschreiber Lappert einen ausgeklügelten Dialog zwischen der Protagonistin Frida und ihrer selbstgerechten Tochter ein, die sie mit ihren Versäumnissen konfrontiert. Alles schrecklich traurig – und trotzdem witzig geschrieben.

Freundlicher Berserker

Matthias Matussek

Alexander Pschera: Léon Bloy – Diesseits von Gut und Böse. Matthes & Seitz. 1259 S., Fr. 86.90

Welchem stolzen Weltverächter des Fin de Siècle ist diese bitterböse Erkenntnis zuzutrauen? «Die Menschheit ist derart degeneriert, dass sie nur noch ehrbare Bürger hervorbringen kann, das heisst weiche, klebrige Monster, die weder zu den Abgründen der Sünde noch zu den Abgründen der Tugend fähig sind.» Nein, dieser Faustschlag stammt nicht von Nietzsche, sondern von einem, den man einen radikalen, ja programmatischen Gegner nennen könnte; das Buch, dem er entnommen ist, trägt folgerichtig den Titel «Diesseits von Gut und Böse».

Der französische Autor Léon Bloy hat diese Sottise in die Zeit geschleudert, ein Katholik und Hungerkünstler, ein Höllenerforscher und Himmelsstürmer, unbekannt in unseren Breiten, aber bewundert von so unterschiedlichen Autoren wie Franz Kafka oder Ernst Jünger, Carl Schmitt oder Heinrich Böll, als religiöse und stilistische Instanz, als der «schwarze Kontrapunkt im Fin de Siècle», wie ihn sein Übersetzer und Herausgeber Alexander Pschera in seiner überwältigenden Werkschau nennt.

Fünf Jahre lang hat Pschera daran gearbeitet, hat insgesamt 18 000 Seiten gesichtet, vieles davon unveröffentlicht, und hat übersetzt, Tagebücher, Briefe, Essays, um seine Funde in einem 1300-Seiten-Leinenband präsentieren zu können, in einer intelligenten chronologischen und thematischen Ordnung, die helfen, dieses gigantische Werk zu entschlüsseln.

Léon Bloy (1846–1917) war eine zentrale Figur des Renouveau catholique, der katholischen Gegenrevolution in Frankreich; er war befreundet mit Charles Péguy und Jacques Maritain, den er gemeinsam mit seiner Frau zur

katholischen Konversion brachte, ansonsten verfeindet mit so ziemlich jedem anderen Grossschriftsteller, darunter Emile Zola und Guy de Maupassant, und auch mit den einflussreichen Feuilletonisten. Er nannte sich einen «Pamphletisten» (nur im Journalismus war zu verdienen, was ihm so gerade zum Überleben reichte). Journalisten, die nur für Geld schrieben, waren für ihn «Huren».

In ihm loderte eine prophetische Flamme. Er sah das Weltende voraus und lebte im urchristlichen Ideal, in Armut und brennender Frömmigkeit. Er besuchte jeden Morgen die Messe. Mit dem Symbolisten Joris-Karl Huysmans und einem weiteren Schriftsteller gründet er den «Bund der Lumpen», eine kurzfristige Angelegenheit, da er sich schnell mit Huysmans wegen dessen satanistischen Romans «Là-bas» («Tief unten») überwarf.

1877 starben Bloys Eltern. Im gleichen Jahr lernte er die Prostituierte Anne-Marie Roulé kennen, die er zum Katholizismus bekehrte und die mit ihren mystischen Visionen zur zentralen Figur seines ersten autobiografischen

Tiefste Verzweiflung und übermässige Freude wechselten in diesem empfindsamem Gemüt.

Romans «Le Désespéré» (Der Verzweifelte) wurde. Sie endete im Wahn in einer Anstalt. Anschliessend traf er Johanne Molbeck, eine Dänin, fromm und schicksalsergeben wie er; sie wurde seine Kampf- und Heilsgefährtin, die in der bitteren Armut der Familie den frühen Tod zweier Söhne zu verwinden hatte und zugleich die bewegendsten Zeugnisse über ihren Mann zu Papier brachte.

Bloy war ein Berserker und gleichzeitig der freundlichste Mensch, tiefste Verzweiflung und übermässige Freude wechselten in diesem empfindsamem Gemüt. Er war Nationalist und hasste die Deutschen, gegen die er im 1870/71er Krieg kämpfte. Er hasste aber auch – trotz seiner dänischen Frau – die protestantischen Dänen, die «ohne zu zögern auf die Stimme eines schmutzigen Mönches [Luther]» gehört hätten, «um Jesus Christus zu verleugnen».

Bloy schrieb Romane und luzide Skizzen über Jeanne d'Arc, in der er Gottes Vorsehung erkannte, schrieb ebenso verzückt über Marie Antoinette, die das Schafott des revolutionären Pöbels bestieg, über Kolumbus und über Napoleon, in dem er ein Werkzeug Gottes sah. Doch als sein Hauptwerk dürfen wohl seine erschütternden Briefe und Tagebücher gelten, deren letztes seine Frau nach seinem Tode herausbrachte. Es ist schwer, sich dem hypnotischen Sog dieser Prosa in all ihren fanatischen Exaltiertheiten zu entziehen – und ihren Provokationen, die wir nun, dank der Herkulesarbeit Pscheras, kennenlernen dürfen.

DIE SPRACHE Genderduden

Der Urduden, der erste Duden, ist 1880 erschienen. Es folgte der Buchdruckerduden (1903–1915), nach dem Zweiten Weltkrieg gab es einen Ost- und einen Westduden, 1991 dann den Einheitsduden und 1996 den Reformduden. Den neuen Rechtschreibduden, die 28. Auflage, könnte man als Genderduden bezeichnen. Auf drei Seiten gibt er einen Überblick über den geschlechtergerechten Sprachgebrauch; es sind keine Empfehlungen. Duden folgt dem Zeitgeist, muss ihm folgen. In Kulturkreisen erfreut sich insbesondere das Gendersternchen schon grosser Beliebtheit. Allen, die es benutzen, möchte man zurufen: Hörst auf mit diesem Unfug. Sterne gehören an den Himmel, in den Wörtern sind sie Fremdkörper.

Diese neuen Wörter dokumentieren den Sprachgebrauch: Abbiegeassistent, Atemschutzmaske, Bernsteinzimmer, Blockchain, Brexiteer, Einlaufkind, Elterntaxi, Expat, Femizid, Geisterspiel, Genderisierung, Influencer, Katzenvideo, Klimaangst, Onlineabstimmung, Pfliegeroboter, Transmensch, unverhandelbar, Wildpinkler. Das 5G-Netz findet man, wenn man's denn findet, erst ganz am Schluss auf der letzten Seite. Der *Pfarrherr* wurde vor die Tür gesetzt, *saugrob* (fehlt auch) von Duden. Folgende Wörter haben gelb unterlegte Kästchen mit Erläuterungen erhalten: alttestamentarisch (man soll *alttestamentlich* schreiben), Gewohnheitsverbrecher/-in, hitzefrei/Hitzefrei, MeToo (metoo), Rasse.

Neue Helvetismen scheinen dünn gesät zu sein: *Angebotsüberhang*, *ausmehrten* (schweiz. für [durch Handzeichen] über etw. abstimmen), *Bettmümpfeli*, *Bobo* (das) und *Boboli* (Kinderspr.), *Gspänli*, *Lehrperson*, *Mediamatik*, *Rampenverkauf*, *Sans-Papiers* (der u. die), *Zünfter* hat den Zusatz *schweiz. Zünfter* erhalten. Neben Trottinettinnen gibt es jetzt auch Trottinetts. Beim *Schlüsselbund* (der od. das) wäre noch hinzuzufügen, dass es in der Schweiz wie in Österreich nur *der Schlüsselbund* heisst.

Obwohl man heute fast jedes Wort gratis im Internet findet, sei es auf Duden online (duden.de) oder im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache (dwds.de), braucht man sich um den Duden keine Sorgen zu machen; er ist eine starke Marke. Insbesondere der Rechtschreibduden ist ein garantierter Bestseller. Die vorige Auflage hat sich über 650 000-mal verkauft.

Max Wey



Aufschrei der Ökos

Der apokalyptische Comic des Genfer Künstlers Zep erzählt von der Rache der Natur an den Menschen.

Anton Beck



Zep: The End. Schreiber & Leser.
93 S., Fr. 27.50

Professor Richard Frawley, ein molliger Mann, der bei seiner Arbeit im Studierzimmer immer laut Jim-Morrison-Songs singt, ist sich seiner Sache sicher: «Ein Meteorit, der nur die Dinosaurier auslöscht, aber die Säugetiere und Pflanzen am Leben lässt? Das ist doch Humbug.» Schuld am Tod der Saurier sei die Erde selbst, ein in der Welt verankerter «Kodex», der für das Gleichgewicht aller Lebewesen Sorge: Eine Spezies, die sich zu viel nimmt, ohne der Natur etwas zurückzugeben, muss mit dem baldigen Aussterben rechnen – ob Saurier oder Mensch. Solche Theorien, die erst etwas abstrus wirken, sich beim zweiten Lesen allerdings als interessante Gedankenexperimente entpuppen, gibt es im neuen Comic des Genfer Künstlers Zep einige. Etwa dass Akaziensträucher ihren Giftgehalt selbst steuern oder dass die DNA von Ahornblättern als Tagebuch unseres Planeten gelesen werden kann.

Wühlen in der Science-Fiction-Kiste

Dieses ernste Thema ist für Zep überraschend. Denn die international berühmteste Figur des 52-jährigen Zeichners, Titeuf, ist das pure Gegenteil davon. Titeuf, das ist der Junge mit der blonden spitzen Haarpracht, der seit den neunziger Jahren in vielen Übersetzungen und verkauften Exemplaren seine Streiche verübt, der immer humoristisch, manchmal sogar etwas satirisch, aber nie aufwühlend daherkommt. Auch die Zeichnungen von Titeuf sind verspielter, bunter und selten experimentell. Selbst Zeps spätere Werke wie «Happy Sex» (2009) entbehren nie eines sarkastischen bis vulgären Untertons.

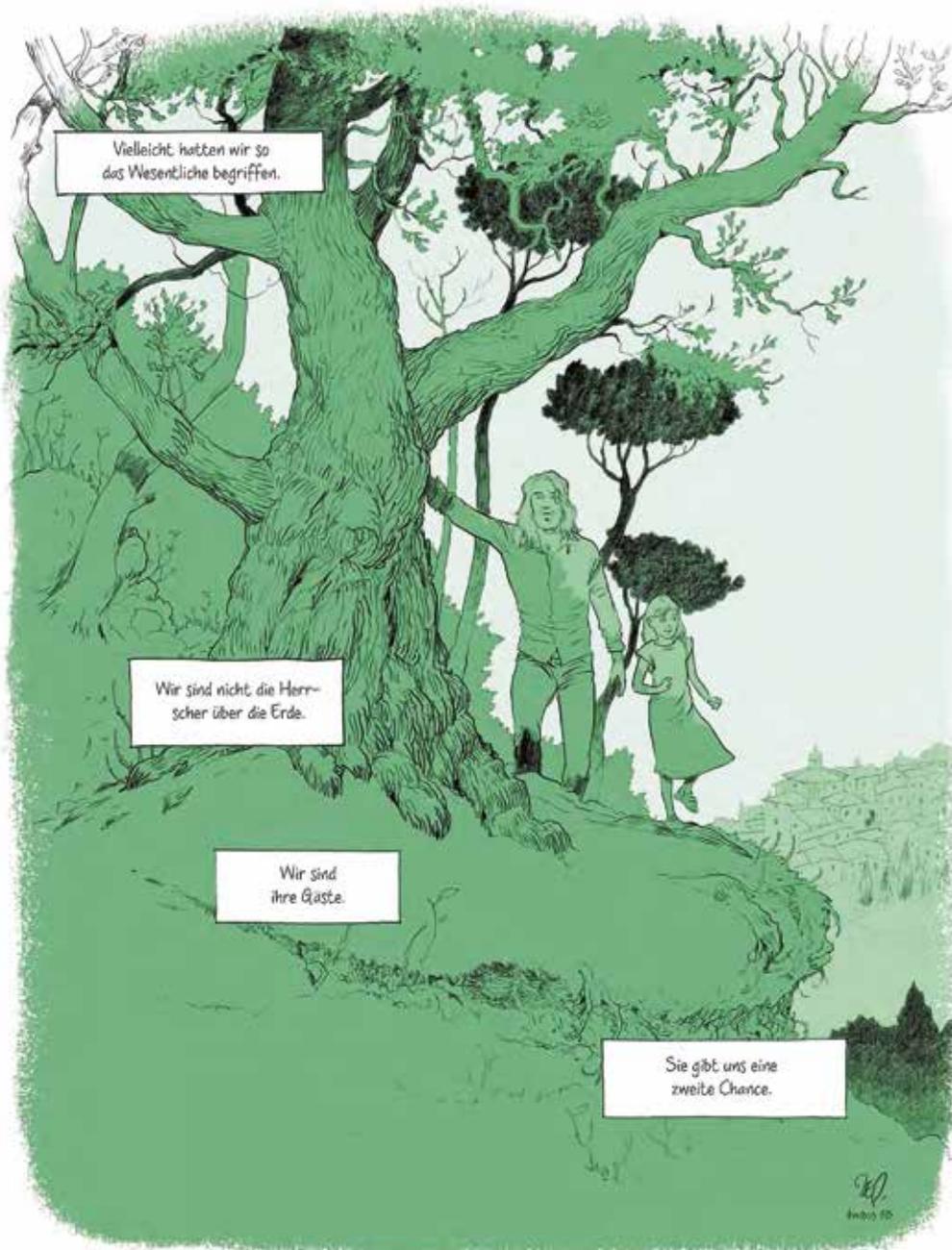
«The End» hingegen beginnt bereits herb. Theodor, ehemaliger Mitläufer der Umweltaktivisten «Grüner Notfall», äusserlich mit seinen langen blonden Haaren dem Öko-Aktivist-Klischee entsprechend – und innerlich, wie sich im Verlaufe des Comics zeigt, auch –, verschlägt es aus idealistischen Grün-

den ins schwedische Naturreservat Dokslå. Neben Professor Frawley untersucht dort Moon, eine Akademikerin, die auch als Model durchgehen würde, alles, was ins Gebiet der Paläobotanik fällt, der Wissenschaft von den

fossilen Pflanzen. Weil das etwas angestaubt und wie aus dem Hörsaal klingt, taucht auch der Begriff des «Wood Wide Web» auf – eine Art Kommunikationssystem der Bäume untereinander. Konstant, manchmal fast schon



Düsterer Prolog: Bäume produzieren keinen Sauerstoff mehr.



Wandeln durch die Endzeit: Die Überlebenden Theodor und Ute.

penetrant, erinnert «The End» daran, wie faszinierend und schützenswert Pflanzen sind – und wie beschränkt unsere Sicht auf diese Lebewesen ist. Zep wühlt dabei heftig in der Science-Fiction-Kiste und scheut sich auch nicht vor der Simplifizierung: Pflanzen sind gut, Menschen sind böse (ausser Theodor, der Professor und Moon). Damit diese Botschaft auch keinesfalls untergeht, muss die Pharma-Lobby, deren Vertreter an Bond-Bösewichte erinnern, als Antagonist herhalten.

Doch die kritischen Einwände gegen die Story von Zeps «The End» verblassen in Anbetracht der fantastischen Bilder dieses Comics. Sie sind schlicht, fast schon minimalistisch, nichts scheint überflüssig, jeder Strich vermittelt eine Information. Verschiedene Farbtöne gliedern die losen Zeichnungen zudem in Kapitel, was Zep erlaubt, erzählerisch

zwischen verschiedenen Zeitformen hin und her zu springen, ohne Verwirrung zu stiften.

Gerade auf den letzten dreissig Seiten ist das wichtig, denn dort geht plötzlich alles sehr schnell. Lediglich die sich seltsam benehmenden Rentiere, Vögel und Luchse, welche die Angst vor den Menschen zu verlieren scheinen, künden den apokalyptischen Showdown an: Die Bäume entziehen den Menschen urplötzlich, wie einst den Sauriern, das Lebensrecht, indem sie beschliessen, keinen Sauerstoff mehr zu produzieren.

Fast alle Protagonisten sterben innerhalb weniger Seiten, ausser Theodor, der aus nicht näher bekannten Gründen überlebt und, wie es sich in einem solchen Drama gehört, durch die Endzeit schreitet und andere Überlebende sucht. «Bist du ein Zombie?», fragt ihn ein Mädchen namens Ute, das er zufällig kennen-

lernt und das ihn fortan begleitet. Tatsächlich sind Zombies das Einzige, was in «The End» fehlt, damit daraus das Comic-Pendant eines Hollywood-Armageddon geworden wäre. Mit diesem Bild im Hinterkopf erinnern die letzten Seiten des Comics an Szenen in Marc Forsters «World War Z» (2013) –inklusive des etwas verwahrlosten Theodor, der an den langhaarigen bärtigen Brad Pitt erinnert.

Doch ohne Untote bleibt die atmende, dekadent gewordene Menschheit das Böse, und Zep setzt auch eine klare Schlusspointe: «Die Bäume hatten die Menschheit nicht ausgelöscht. Sie hatten sie dezimiert.» Sie wurde bereits vorher angedeutet: «Der Wald braucht

Die Bäume entziehen den Menschen urplötzlich, wie einst den Sauriern, das Lebensrecht.

keinen Detektiv, der ihn verteidigt! Er war vor uns da. Er wird nach uns da sein.» In Zeiten der Überbevölkerung, der «Fridays for Future»-Märsche und Naturkatastrophen klingt das aktuell und ist auch äusserst kurzweilig und unterhaltsam – für solche, die sich nicht an moralisierender Lektüre stören.

Durst nach Naturverbundenheit

«The End» erinnert an die Bestseller des Försters Peter Wohlleben, der mit «Das geheime Leben der Bäume» (2015) oder «Das Seelenleben der Tiere» (2016) den Durst eines modernen Lesepublikums nach Naturverbundenheit stillt. Diese Verwandtschaft bekräftigt Zep am Schluss des Comics mit einem Wohlleben-Zitat: «Und wer weiss: Vielleicht wird eines Tages tatsächlich die Sprache der Bäume entschlüsselt und damit Stoff für weitere unglaubliche Geschichten geliefert. Bis dahin lassen Sie bei den nächsten Waldspaziergängen einfach Ihrer Fantasie freien Lauf – sie ist in vielen Fällen gar nicht so weit von der Realität entfernt!»

Der Humor muss in «The End» zwischen den Zeilen gesucht werden; und wenn man ihn findet, ist er gesellschaftskritisch. Etwa wenn die sonst so emanzipiert auftretende Wissenschaftlerin Moon, die Theodor an der Nase herumführt, versonnen zwei Eichhörnchen beim Buhlen um ein Weibchen zusieht, all ihre feministischen Grundsätze über Bord wirft und sagt: «Manchmal wünsche ich mir, man würde um mich kämpfen.» Oder wenn Professor Frawley auf dem Cover des *National Geographic* zu sehen ist – darunter der Titel «Trees Spirituals». Das erweckt den Eindruck, dass Zep selbst um die Esoterik seines Stoffes weiss und ihn vielleicht gar nicht so ernst nehmen möchte, wie er ihn darstellt. Denn allzu viel mahnende Hiobsbotschaften sind einem Lesepublikum nicht zuzumuten – heute weniger denn je.

KINO

In der temporalen Zange

Wolfram Knorr

«Tenet» (USA, 2020)

Regie: Christopher Nolan.

Mit John David Washington, Robert Pattinson, Elizabeth Debicki, Kenneth Branagh

Es ist ein Kreuz mit der Zeit. Sie hat keine Geschichte, verändert sich nicht, ist nur ein penetrantes Gleichmass, und wir hängen mittendrin und können nicht raus. Es ist zum Davonlaufen; aber auch in einem fahrenden Zug nach vorne oder hinten zu rennen, in der Hoffnung, in die Zukunft oder Vergangenheit zu eilen, funktioniert nicht – oder doch?

Die Dr. Mabuses, Dr. Nos und Goldfingers, die alles für die Weltbeherrschung tun, packen sich auch die Zeit, wenn man mit ihr die Welt das Fürchten lehren kann – und Andrei Stor (Kenneth Branagh), Waffenhändler, Oligarch, rothaariger Wotan mit Grimmblick, der bei jeder Gelegenheit seine blonde Gazellen-Gattin Kat (Elizabeth Debicki) kujoniert, kann es. Er ist im Besitz einer «Invasions»-Waffe. In Aktion gebracht, weiss keiner mehr, wo er ist: im Jetzt, Gestern oder Morgen? Zukunft, Vergangenheit, Gegenwart – alles gleichzeitig. H. G. Wells' «Zeitmaschine» ist dagegen eine simple Sache, ebenso des «Terminators» Rückkehr aus dem Futur. Hier wird die Zeit zu einem Labyrinth, aus dem keiner mehr rauskommt.

Blockbuster mit Muskeln

Ein Superagent – «Protagonist» genannt –, von der Geheimorganisation Tenet ausgebildet, muss gegen diesen Irrsinn antreten. Er ist der erste schwarze Retter der Welt, von John David Washington verkörpert, bekannt aus «BlacKk-Klansman» (2018). Wie sein geistiger Bruder James Bond informiert er sich erst mal über die ominöse «Invasions»-Technik, die, in den falschen Händen, zu einem dritten Weltkrieg führen kann. Eine Tenet-Mitarbeiterin legt ihm im «Invasions»-Handschuh eine Patrone aufs Pult, die ihm in den Handschuh saust: «Ist sie magnetisch?» «Nein», antwortet die Dame, «Sie lassen die Patrone gerade fallen.»

«Tenet», der neue Film von Christopher Nolan, gilt im Kinogewerbe als «Befreiungsschlag» aus dem kommerziellen Corona-Elend. Nachdem zahlreiche amerikanische Studios ihre Renommierspektakel verschoben hatten oder in den Stream flüchteten, wagten Nolan und Warner Bros. den Sprung ins «kalte Wasser». Ein Wagnis, aber es dürfte sich bezahlt machen. Denn «Tenet» ist Augenfutter mit Substanz, Ironie und schmissigem Zugriff. Über 200 Millionen Dollar soll der Film gekostet haben,



Der erste schwarze Retter der Welt: John David Washington in «Tenet».

in sieben Ländern wurde gedreht – Grossbritannien, Estland, Indien, Italien, Norwegen, Dänemark, USA – und mit bildgewaltiger Lust geklotzt. Ein Blockbuster, der seine Muskeln zeigt. «Tenet» lässt sie gleich am Anfang schwellen: Die ersten Akzente in «Tenet» setzt die Musik (Ludwig Göransson), ein stampfender Sound, der sich wie eine Dampftramme ins Gemüt hackt und die Kamera ins Innere eines prall gefüllten Opernhaus-Auditoriums vor sich hertreibt. Danach holt der Zuschauer erst mal tief Luft, bis der «Protagonist», wie James Bond, mit verbaler Lakonie auf Reisen geht und sich durch holzgetäfelte Klubs, Luxusappartements und exotische Suiten bis in die Höhle des Löwen durchkämpft und sich durch surreale Zeit-Verschlingungen winden muss.

Kommen sich die Zeiten in die Quere, rumst es. Da crashen Autos aus verschiedenen Zeitebenen, alles wird in «die temporale Zange» genommen. Nolan und seinem Kameramann Hoyte van Hoytema («Dunkirk») nutzen Gags, die tricktechnisch dem Fundus des Slapsticks entnommen wurden. Rückwärtsfahrende Autos, die ein vorwärtsfahrendes jagen; Figuren, die im Jetzt und zugleich im Morgen aktiv sind – und was das kinematografische Füllhorn an fototechnischer Schamanenkunst noch zu bieten hat.

Film kann die unmöglichsten Vorstellungen und Träume «real» werden, die Gesetze der

Physik komplett hinter sich lassen. Christopher Nolan hat schon immer gereizt, mit den Tempi zu experimentieren, Räume umzukrempeln. In seinem Debüt «Following (1998),

KNORRS LISTE

- | | |
|------------------------------|-------|
| 1 Tenet | ★★★★★ |
| Regie: Christopher Nolan | |
| 2 Sibyl | ★★★★ |
| Regie: Justine Triet | |
| 3 Days of the Bagnold Summer | ★★★★ |
| Regie: Simon Bird | |
| 4 The King of Staten Island | ★★★★ |
| Regie: Judd Apatow | |
| 5 La odisea de los giles | ★★★★ |
| Regie: Sebastián Borensztein | |
| 6 Mestari Cheng | ★★★★ |
| Regie: Miika Kaurismäki | |
| 7 Un divan à Tunis | ★★★★ |
| Regie: Manele Labidi | |
| 8 Unhinged | ★★★★ |
| Regie: Derrick Borte | |
| 9 The Climb | ★★★ |
| Regie: Michael Angelo Covino | |
| 10 Pinocchio | ★★★ |
| Regie: Matteo Garrone | |



FERNSEHEN

Putzfrau auf Abwegen

Daniel Weber

Helvetica (Schweiz 2019)

6-teilige Serie von Romain Graf auf SRF Play.

Mit Flonja Kodheli, Roland Vouilloz, Ursina Lardi.

Aufbruch in Bundesbern: Arabische Terroristen, albanische Waffenhändler, machtgierige Politiker und korrupte Polizisten treiben ihr böses Spiel im Politikrimi «Helvetica». Und mittendrin eine Putzfrau, die zwischen alle Fronten gerät. Das Westschweizer Fernsehen hat die Serie koproduziert, und SRF 1 hat dafür am letzten Wochenende an zwei Abenden die Hauptsendezeit freigeräumt. Hat sich das gelohnt?

Unter dem Strich lautet die Antwort: Ja. Die Serie hat Tempo und hält die Spannung durch bis zum Schluss, der Plot nimmt überraschende Wendungen, die Bildsprache ist atmosphärisch dicht, und vor allem ist «Helvetica» glänzend besetzt. Die Putzfrau Tina wird bravourös gespielt von Flonja Kodheli, einer Belgierin albanischer Herkunft. Weil sie als Putzfrau im Bundeshaus Zugang zu den Büros von Chefbeamten hat, wird sie von ihrem Vater in die kriminellen Machenschaften von Waffenhändlern verwickelt – und darauf von der Bundespolizei als Doppelagentin rekrutiert. Von der unscheinbaren Frau in der blauen Schürze wird Tina zur Kämpferin – um den Preis, dass sie ihre Beziehung zu Mann und Kindern riskiert –, und Kodheli verleiht dieser verletzlich und gleichzeitig entschlossenen Figur nuanciert Ausdruck.

Herausragend auch der Antiterror-Chefermittler der Bundespolizei, der gemassregelt, strafversetzt, entlassen und schliesslich doch noch zum Helden wird. Mit eindrücklicher Präsenz spielt der Westschweizer Roland Vouilloz diesen vom Schicksal gezeichneten Mann, der beim Aktenstudium Miles Davis hört, Arabisch

spricht und in der Freizeit einen Kinderchor am Klavier begleitet.

Offensichtlich ist «Helvetica» von der Netflix-Dramaturgie inspiriert. Die intensivsten Szenen gelingen dem Regisseur (und Drehbuch-Mitautor) Romain Graf, wenn er sich auf das Familiendrama um die aus dem Kosovo stammende Tina konzentriert. Nicht überzeugend ist dagegen der Erzählstrang, der sich um die Politik rankt. Im Zentrum des Intrigantenstadels steht die eiskalt berechnende Bundespräsidentin Kunz (Ursina Lardi), die ab und zu auch mit einem Callboy im Bett liegt. Da trägt «Helvetica» allzu dick auf und überzeichnet bis zur Karikatur.

Dass SRF 1 die Serie in einer unzulänglich synchronisierten Dialektfassung zeigte, war kein Verdienst, sondern nahm den Figuren einen Teil ihrer Glaubwürdigkeit. Die Vielsprachigkeit des Originals (Französisch, Albanisch, Arabisch) hätte man sich auch als Deutschschweizer Zuschauer gern gefallen lassen.

KLASSIK

Aufgehen in der Musik eines Anderen

Thomas Würdehoff

Igor Levit: Encounter. Sony Classical

Der Leumund ist, nun ja, zumindest zwiespältig. Im Jazz gibt es immerhin hauptamtliche Arrangeure, die ihr Brot mit Bearbeitungen von Werken anderer Leute verdienen. In der Klassik wird derlei Treiben nicht selten irgendwo zwischen Landfriedensbruch und Grabschändung angesiedelt. Dass es darüber selten zu offenem Streit kommt, hat weniger mit Grosszügigkeit zu tun als vielmehr der widerwilligen Einsicht, dass schon Johann Sebastian Bach sich bei Kollegen wie Vivaldi (nicht zum Nachteil des Venezianers) bedient hat. Um es kurz zu machen: Die Bearbeitung eines musikalischen Werks sollte nicht durch geschmackliche oder gar moralische Eingrenzungen behindert werden.

Auch noch vor hundert Jahren haben sich Musiker wie der Klavierstar und Komponist Ferruccio Busoni oder Franz Liszt und auch Max Reger über die Werke legendärer Kollegen gebeugt und an ihren Eingeweiden gepupft. Diese Bearbeitungen sind keine als Verbeugungen getarnten Besserwisserien, vielmehr muten sie oft wie liebevoll erstaunte nachträgliche Betrachtungen eines kostbaren Gegenstands an.

Als würde der Botaniker eine seltene Pflanze mikroskopisch begutachten, scheinen die Lehrer das bestaunte Werk von jeder Seite unter-

einem Low-Budget-Thriller in Schwarzweiss, spinnt er ein verqueres Beziehungs-Geflecht; in «Memento» (2000) erzählt er die Story rückwärts; in «Insomnia» (2002) setzt er sich mit den Auswirkungen der Mitternachtssonne aufs Schlafverhalten auseinander, und in «Inception» (2010) fusionieren Traum und Wirklichkeit zu Raum-Wahnbildern.

Visuell-akustischer LSD-Trip

In «Tenet» ist die Zeit der hitchcocksche «MacGuffin», jenes Ding, dem alle nachjagen, und wird zugleich zur surrealen Gaudi. Wie Rosalinde, die in Shakespeares Komödie «Wie es euch gefällt» die Zeit mit einem Pferd vergleicht («Ich will euch sagen, mit wem die Zeit den Pass geht, mit wem sie trabt, mit wem sie galoppiert und mit wem sie stillsteht»), wirbelt hier die Zeit pfauenfedernd, als sei der Film ein visuell-akustischer LSD-Trip.

Es ist die immer gleiche Hetzerei, die Menschheit zu retten. Die Luxus-Sets, Renommierladys, sinistren Playboys und meschuggen bad guys – alles sattsam bekannte Topoi des gedopten US-Kinos, und Nolan greift sie auf, mit ironischem Vergnügen und intelligenten Volten, stellt sie auf den Kopf und macht sie zum philosophischen Jux. «Was zur Hölle ist hier passiert?» fragt einer entsetzt, angesichts einer wüsten Schiesserei. «Es ist noch nicht passiert», bekommt er zur Antwort.



suchen und geradezu manisch sein Innenleben ergründen zu wollen. Dabei lassen sie die Komposition meist mit anderer Stimme sprechen: Ferruccio Busonis Bearbeitungen der zehn bachschen Choralvorspiele etwa artikulieren das Orgel-Original auf dem Flügel – eine Übertragung, die den Zyklus mit ungewohnten Farben, kontemplativer Innerlichkeit, aber auch mit funkelnden Läufen für nicht wenige Fans (und Gegner!) Bachs auf eine interessante Spur bringen könnte.

Wenn sich nun ein medialer Draufgänger wie der junge Pianist, Jazzfan und Linke Igor Levit nicht – wie beispielsweise sein Kollege Lang Lang – vornehmlich mit dem Hitparadenprogramm seines Metiers befasst, sondern sich auf seinem neuen, demnächst erscheinenden Album «Encounter» den Neuerzählungen des Repertoires widmet, ist das herausfordernd und bemerkenswert, weil es beim ausgewählten Repertoire, wie auch bei Busonis Bach-Bearbeitungen, vor allem um die letzten Gewiss- und Ungewissheiten geht.

Johannes Brahms' «Vier ernste Gesänge», ein Jahr vor seinem Tod komponiert, sind keineswegs getragen von frommer oder gar angstbewegter Ausflucht – Brahms nähert sich dem Thema besonnen, mit geradezu unerbittlich dialektischer Klarsicht. Max Reger unterstreicht in seiner seltenst gespielten Klavierfassung eben jenen Aspekt mit entwaffnender Begeisterung.

Igor Levit, der grosse Erzähler unter den Pianisten seiner Generation, hat, ausgehend von seiner Isolation während der Corona-Krise, ein Programm zusammengestellt, das sich mit dem enthusiastischen, meditativen Versenken von Komponisten in das Werk ihrer Kollegen beschäftigt.

Dieses Nachempfinden, diese Zuneigung, dieses vorbehaltlose Aufgehen in der Musik eines Anderen zum Thema einer Platte zu machen, verdient unsere Neugier. Dass sie am 11. September erscheint, ist wohl weniger Menetekel als vielmehr ein Versprechen.

TANZ

Das ganz normale Leben eines Tänzers

Anton Beck

André Doutreval:

Ein Leben für den Tanz.
Rüffer & Rub. 240 S., Fr. 38.90

André Doutreval, der eigentlich Adolf Bruno Preglej hiess, ist wohl den wenigsten bekannt. Im Ballett zählt sein Name nicht zu den grossen; dennoch ist seine Autobiografie lesenswert. Denn das Leben der Stars, die von Staatsoper zu Staatsoper reisen, wurde oft genug niedergeschrieben oder verfilmt. Doutreval jedoch musste sich durchschlagen. Als er sechs Jahre alt war, sagte die Ballettlehrerin seiner Schwestern: «Der Bub ist ausserordentlich begabt, ich würde ihn gerne unterrichten.»

Von Wien aus führte ihn die Karriere nach Klagenfurt, Berlin, Bern, Kassel, nie weit in die Ferne, aber immer auf die Bühne. Erste sexuelle Erfahrungen, frühe Vaterschaft, Scheidung, die Liebe des Lebens, der Tod von Freunden und die Gründung einer Ballettschule: Doutrevals Autobiografie liest sich flüssig, auch dank der richtigen Balance zwischen Detailverliebtheit und dem Blick für das Ganze, den René Staubli, mit dem zusammen das Buch entstand, behält.

Kapitel wie «Die Geschichte des Tanzes» unterbrechen diesen Fluss und versetzen den Leser von der Belletristik ins Genre des Sachbuchs; sie sind zwar weniger genüsslich zu lesen, aber dafür kompakt informativ.

Mindestens so interessant wie der Werdegang Doutrevals ist der historische Kontext seiner Biografie. 1942 in Wien geboren, erfährt der junge Doutreval die Nachbeben des Zweiten Weltkriegs, erinnert sich an die Aufräumarbeiten im zerbombten Wien, an die rigorosen Verkehrsregeln der DDR und an die HIV-Welle in den 1980ern, welche die Branche verunsicherte.

Wie sich der Zeitgeist verändert hat, zeigt sich anhand von Kleinigkeiten. Etwa wenn Doutreval nach seiner Scheidung, als er mit seiner späteren zweiten Ehefrau Silvia zusammen ist, eine Wohnung in der Berner Altstadt mietet: «Die Vermieterin war sehr konservativ. Silvia musste sich heimlich zu mir in die Pension schleichen.» Auch wie sich die Arbeit auf der Bühne gewandelt hat, macht Doutreval klar, etwa wenn er die enorme Zahl der Vorstellungen und Produktionen anspricht, die ein Tänzer damals meistern musste.

Das Buch enthält zahlreiche Fotografien, die manchmal anmutig-artistisch, manchmal ganz privat wirken. Nie sind sie weltbewegend, immer aber aufschlussreich, wie das ganze Buch.



Traumatisiertes Zirkuspferdchen:

POP

Krise der blonden Prinzessinnen

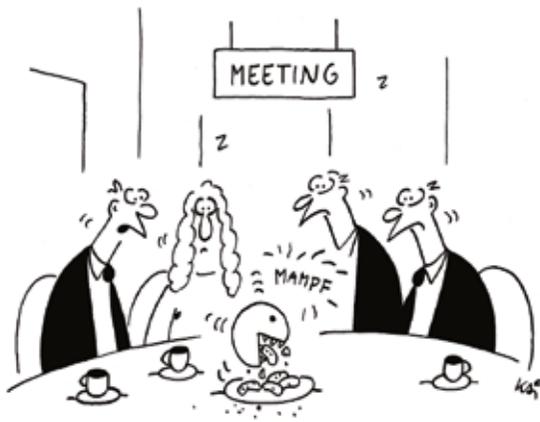
Claudia Schumacher

Ellie Goulding: Brightest Blue.
Polydor

Es ist selten ein gutes Zeichen, wenn ein Text über eine Musikerin mit einer anderen beginnt, aber Ellie Goulding bezieht sich in ihrem neuen Album «Brightest Blue» selbst auf Madonna: «I'm not a material girl», singt sie im etwas kraftlosen Lied «Power». Was schade ist. Wozu Pop-Prinzessin werden, wenn Geld einen kaltlässt? Da kann man ja gleich Musik mit Kunstanspruch machen. «Starting to wonder where we lost the magic», fragt Goulding im selben Lied. Eine gute Frage, die auch mit Blick auf Taylor Swift, Katy Perry oder Miley Cyrus gestellt werden darf, allesamt grosse Stars der millennial-Generation und in den letzten Jahren ins Straucheln geraten. Auf Gouldings «Brightest Blue» zeigt sich nun, was sich seit Jahren abzeichnet: Der Typus der weissen, blonden Pop-Prinzessin steckt in der Krise.

Schon der Albumtitel ist verdächtig. «Blue», das ist die Farbe der Melancholie, dazu der selten bemühte Superlativ «brightest»: In der Tat klingt das Album ein wenig nach Wohlstandsdepression auf Stimmungsaufhellern. Wie die oben genannten Kolleginnen hatte Goulding ihren Karriere-Peak vor ein paar Jahren.

Der märchenhafte Aufstieg begann 2010, als die damals 23-jährige Goulding mit ihrer



„Anscheinend wieder no eine Cyber-Attacke...“



Popsängerin Ellie Goulding.

Electro-Pop-Hymne «Lights» und dem gleichnamigen Album die grosse Bühne betrat. 2011 spielte sie auf der Royals-Hochzeit von William und Kate, im selben Jahr sang sie in der Weihnachtszeit für Präsident Obama. Ihr Markenzeichen: grosse Gefühle im Hymnenformat rausschreien – aber mit elfenhafter, ätherischer Stimme. Gouldings grösster Hit: «Love Me Like You Do» (2015). Mehr als zwei Milliarden Klicks hat die Liebeshymne des «Fifty Shades of Grey»-Soundtracks auf Youtube.

Selbstsuche erschöpft sich

Was Goulding mit Taylor Swift und anderen gemeinsam hat, ist ein verhängnisvoller Paradigmenwechsel, der diese Popgeneration von früheren trennt: Authentizität. Die jungen Frauen wurden nicht als wandelbare Pop-Fantasien verkauft, sondern als sie selbst, als Singer-Songwriterinnen. Dass sich mit Ehrlichkeit aber keine nachhaltige Karriere in der auf Neureiz fixierten Welt des Pop aufbauen lässt, zeigt sich heute. Denn ein Popstar muss sich nicht als Mensch weiterentwickeln, sondern sich ständig neu erfinden. Pop ist gekonnte Künstlichkeit, nicht Kunst. Wer an der Spitze überleben will – das gilt zumindest für die Frauen – muss ständig zeitgemässe Rollen spielen, Fantasien bedienen und alle paar Jahre ein anderes Selbst präsentieren.

Diese Jobbeschreibung erfüllte keine so absolut wie Madonna, das «Material Girl». Die Enkelin italienischer Einwanderer und Tochter eines Automechanikers wechselte über die Jahrzehnte nicht nur die Musikrichtung und die Outfits, sondern sogar ihre Stimme: Klang sie in den Achtzigern noch kratzig-ro-

ckig, wurde sie später weich und geschmeidig und in der Hip-Hop-Phaseklang sie plötzlich tiefergelegt. Madonna war nie als Musikerin, sondern als Chamäleon hochbegabt. Das ist ein Popstar, der bleibt.

Das Problem von Goulding, Swift und Co.: Die Selbstsuche einer Zwanzigjährigen verkauft sich im Pop noch gut, weil sie ebenso authentisch wie niedlich ist. Bei den gleichen Frauen mag diese Suche auch zehn Jahre später noch authentisch sein, sie ist aber auch etwas traurig geworden.

Eventuell hat Goulding, die vor «Brightest Blue» fünf Jahre lang kein Album veröffentlichte, selber verstanden, dass sie sich neu erfinden muss? Im Lied «Start» heisst es: «Oh why can't things just stay the same, stay the same?» Schliesslich singt sie: «It's never too late to start again». Das im Lied ständig wiederholte «Start again»-Mantra erinnert nur leider weniger an einen kraftvollen Neuanfang als an ein traumatisiertes Zirkuspferdchen. Ellie Goulding war in ihren grossen Hymnen ziemlich toll. Einzelne Songs auf dem neuen Album erinnern noch daran, etwa «Close to Me» – der ist aber auch schon vorab 2018 erschienen.

Bereits vor Jahrzehnten bemühte sich Madonna um eine Erbin, küsste Britney Spears und Christina Aguilera auf der Bühne – bis

Bereits vor Jahrzehnten bemühte sich Madonna um eine Erbin, bis heute aber ist keine in Sicht.

heute aber ist keine in Sicht, die ihren Biss hat. Die blonden, weissen Mädchen fallen im Pop wie die Eintagsfliegen. Interessanterweise sieht es bei den schwarzen Sängerinnen anders aus: Eine Tina Turner hat ihre Beyoncé und Rihanna längst gefunden, wird womöglich sogar von ihnen überflügelt. Woran das liegen mag? Womöglich müssen schwarze Musikerinnen für den ganz grossen Mainstream-Erfolg immer noch dreimal mehr Drive und Talent mitbringen als weisse. Vielleicht verhilft auch die spezielle Naivität einer privilegierten, weissen Kindheit zu dem Irrglauben, der Pop-Olymp könnte tatsächlich ein Ort für ungeschminkte Selbstverwirklichung sein.

So schlimm ist das alles aber auch nicht. Taylor Swift brachte kurz nach Ellie Goulding im Juli mit «Folklore» ein neues Album raus, das musikalisch und inhaltlich kein Neuanfang, sondern Regression ist. Es erinnert an ihre Teenagerjahre und ihren Karriereanfang. Das ist kein grosser Wurf, kommt aber wieder besser an als ihre letzten Alben. Und Goulding? Ist immer noch Ellie Goulding, samt stählerne-m Bauch, viel Geld und einem hübschen, fünf Jahre jüngeren Kunsthändlergatten mit Harvard-Abschluss. Vielleicht hält diese Ehe zum Ausgleich länger als bei Madonna.

JAZZ

Rehabilitierung eines stillen Stars

Peter Rüedi

Paul Desmond: The Complete 1975 Toronto Recordings. Mosaic Records 269

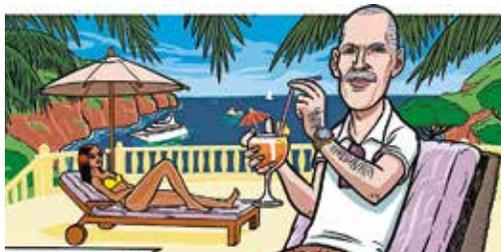
Auch Jazzfans ist ein Musiker mit dem Namen Paul Emil Breitenfeld unbekannt. Er wurde 1924 in San Francisco als Sohn einer irischen Mutter und eines jüdischen Vaters geboren, erlag 1977 einem Lungenkrebs, und er war einer der eindringlichsten, eigenwilligsten Altsaxofonisten der neueren Jazzgeschichte. Seinen Künstlernamen Paul Desmond fand er im Telefonbuch: «Breitenfeld sounded too Irish», pflegte er zu scherzen. Paul Desmond sah aus wie ein Buchhalter, hatte den schnellen Witz eines Literaten, und er blies das coolste, lyrischste Altsaxofon jenseits von Charlie Parker. Sehr jenseits. Dass in seinem Spiel das charismatische Genie des Bebop kaum Spuren hinterlassen hat, war und ist ein Grund, weshalb dieser Musiker noch heute zu entdecken ist.

Von seinem unverwechselbaren Ton sagte er: «I wanted the alto to sound like a dry martini.» Mit diesem Sound wurde er als Partner und Widerpart im Quartett des mächtigen Pianisten Dave Brubeck berühmt. Siebzehn Jahre, von 1951 bis 1967, bildeten sie mit Gene Wright und Joe Morello die kommerziell vielleicht erfolgreichste Combo des modernen Jazz. Desmond und Brubeck waren, im Einklang und in der Gegensätzlichkeit, ein ideales Paar, und doch war das Quartett für Desmond auch so etwas wie ein goldener Käfig. Der Star war die Band.

Sie liess ihm kaum Raum für Aktivitäten unter eigenem Namen. Ein paar Aufnahmen mit Gerry Mulligan, einige legendäre LPs mit Jim Hall und nach dem Ende der Brubeck Four einige schöne Produktionen für CTI Records, das sanfte Gegenprogramm zum Ausbruch von Rock und Free Jazz in jenen Jahren.

1975 fand sich Desmond mit einem kanadischen Quartett zu ein paar Gigs im Klub «Bourbon Street» in Toronto: mit kaum bekannten, aber grossartigen Partnern, Ed Bickert an der Gitarre, Don Thompson am Bass und Jerry Fuller am Schlagzeug, für einen Abend Rob McConnell an der Ventilposaune. Subtil skizzierte, intime Konversationen über Standards, jetzt bei Mosaic auf sieben CDs erschienen: Evergreens von «Autumn Leaves» bis «My Funny Valentine». Und mit dem Hit «Take Five», der entgegen einem weitverbreiteten Missverständnis nicht Brubecks, sondern Desmonds Erfindung ist. Das meiste bislang unveröffentlicht. Eine grossartige Rehabilitierung von Desmond ohne Brubeck. *White Jazz? So what.* Gute Musik muss sich nie entschuldigen.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Ferrari und Kaviar

Mark van Huissingling

Vor kurzem war ich in Urdorf (doch, das ist «Wunderbare Welt», lesen Sie weiter). Dort befindet sich der Sitz von B. I. Collection, dem offiziellen Zürcher Ferrari-Händler, der sich aus Gründen, die nur Ferrari kennt, nicht «Ferrari Zürich» nennen darf. Stattdessen B. I. Collection; «B. I.» steht für Beat Imwinkelried. Der 53-jährige Basler ist, wie man sagt, wirtschaftlich unabhängig. Sein Vermögen kommt aus der von seinem Vater gegründeten Autoleasingfirma, die der Sohn etwa durch Übernahmen zum zweitgrössten Unternehmen der Branche in der Schweiz ausgebaut hat.

2015 bot ihm der damalige Besitzer der Garage Foitek in Urdorf, seinerzeit Maserati- und Ferrari-Händler für Zürich, seinen Betrieb zum Kauf an. Imwinkelried, die längste Zeit zwar im Autoleasing- und Autohandelsgeschäft tätig, aber kein Autoliebhaber, lehnte ab – zuerst. Bis der Preis tief genug war, das war neun Monate später.

Seit 2017 fährt er selbst Ferrari, einen GTC 4 Lusso. Und seit 2018 führt er die Firma, so sieht's aus, liebhabermässig. Jährlich verkaufen die fünf offiziellen Schweizer Händler zirka 400 Ferraris, die Zahlen sind geheim, B.I. Collection ist vielleicht der bestverkaufende. Imwinkelried betreibt also viel Aufwand, um wenig Autos, 120 bis 150 denkbarerweise, abzusetzen (Schätzung MvH; Imwinkelrieds Leasingunternehmen verwaltet und betreut 13 000 Firmenfahrzeuge). Er organisiert Events und Ausstellungen – etwa Ferrari al Cinema, ein «Autokino der anderen Art» (Eigenreklame; vom 4. bis 30. September) – oder bringt ein Fan-Magazin heraus.

Ein paar Worte zu MvH und Autos: Es war Liebe während vieler Jahre. Ich mochte etwa meinen Maserati 3200 GT, den ich bei der Garage Foitek kaufte, sehr. Und meinen Porsche 911 Carre-

ra, den ich danach fuhr, noch etwas besser. Doch plötzlich war's anders, *the thrill is gone*, der Kitzel liess nach, wie B. B. King gesagt hätte. Weshalb? Hm, Riesenfrage. Antwortversuch: die Verkehrsdichte, Tempo 30, die Bussen... Heute ist Bambi bei uns in der Familie zuständig für das, was ich «Zweckmobilität» nenne, darum benutze ich ihren Range Rover Evoque mit. Und den Thrill findet MvH auf dem Motorrad, das er zurzeit fahren lernt (darüber mehr an dieser Stelle später).

Nichtsdestotrotz freute ich mich über das Angebot Imwinkelrieds, einen Ferrari F8 Spider während eines Wochenendes zu übernehmen. Dabei handelt es sich um die offene Variante des Mittelmotor-Sportwagens mit 3,9-Liter-Motor, der 720 PS leistet. Das Auto war, natürlich, rot, Pardon: *rosso corsa*. Was es umso uncooler macht, wenn man damit Schwierigkeiten hat beim Überwinden von Hindernissen wegen Baustellen, von denen es viele gibt in Zürich im Sommer, oder verkehrsberuhigenden Massnahmen. Auch rückwärts Einparken, zum Beispiel vor dem Restaurant «Chez Fritz» in Kilchberg, ist eine Lektion in Demut beziehungsweise eine Aufgabe, die teuer werden kann. Davon abgesehen – auf geraden Strassen mit glatter Oberfläche, auf denen man vorwärts fährt – ist der F8 eine schöne Maschine, und auch die Bremsen packen mittlerweile so kraftvoll zu, wie man es von Porsche gewohnt ist.

Als Unternehmer muss man überlegen, ob von Verbrennungsmotoren angetriebene Autos ein Auslaufmodell sind. «Kann sein», ist verkürzt die Antwort des Autounternehmers Imwinkelried. Sein Geschäftsmodell mit Ferrari ist deshalb zum Teil ein anderes – drum das «Collection» im Namen: Die einen Kunden lösen ihre Ferrari-Sammlungen auf (normalerweise ältere Männer, die nicht mehr Platz nehmen können in den Dingern), andere sind trotz allem am Aufbau einer solchen. Dazwischen steht ein Händler.

Auch eine wunderbare Welt: die «Neue Taverne» in Zürich. Es handelt sich dabei um das (fast) neue beste Restaurant der Stadt. In meinen Augen, jedenfalls. Über die Leistung des Betreibers Nenad Mlinarevic, eines mit Preisen ausgezeichneten Küchenchefs und Gastronomieunternehmers (unter anderem «Bauernschänke»), urteilen viele, die sich als Kenner verstehen, streng. Sein Angebot in diesem oder jenem Lokal sei systemgastronomisch, hat mir einer gesagt, oder habe an die Küche eines (immerhin schicken) Altenheims erinnert. *Well, well, well...* Neid muss man sich verdienen, sagt man.

MvH ist ein Fan der Küche, die es in der «Neuen Taverne» gibt: nicht richtig vegetarisch, doch fast ohne Fleisch, Geflügel, Fisch. Weil es viele, viele andere Zutaten gibt, die mindestens so fein schmecken. Zurzeit im Angebot unter anderem: Eiersalat, Kuhherztomate, wilder Broccoli oder «Kaviar des Feldes», Samen aus der Houkigi-Pflanze (*Kochia scoparia*). Zwei weitere angenehme Überraschungen am Ende des Mahls: Die Rechnung für zwei bleibt deutlich unter 200 Franken (Übungsanlage: fünf Gerichte, ein Cocktail, zwei Dezi offener Wein). Und die offerierte «La Flor», made in Zürich, Mini-Schokoladentafel zum Mitnehmen.



UNTEN DURCH Klingeln im Ohr

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno litt monatelang an einer rätselhaften Krankheit. Er war deswegen bei fünf Ärzten, die aber alle behaupteten, er sei gesund. Sie führten seine Symptome auf Stress und zu viel Alkohol zurück. «Blödsinn», sagte Bruno, «wenn ich Stress habe, trinke ich ein paar Bier, dann geht's mir besser.» Schliesslich trat er bei Facebook in eine Selbsthilfegruppe ein. «Da sind lauter Leute dabei», sagte Bruno, «die wie ich an einer Krankheit leiden, deren Existenz die Ärzte verleugnen.» Bruno postete: «Hallo, ich bei neu in der Gruppe. Wenn ich mich bücke, höre ich ein Klingeln in den Ohren, und dann habe ich das Gefühl, als würden sich meine Halswirbel verschieben. Wer kennt das?»

Ein «Heinz95» antwortete: «Bruno, das habe ich auch. Das ist eine Likrotaneose. War bei neun Ärzten. Sie sagen alle, diese Krankheit gibt es nicht. Sie sagen, es kommt vom Stress und ich soll auf Alkohol verzichten. Das sagen sie immer, wenn sie eine Krankheit nicht wahrhaben wollen!» Endlich wusste Bruno, dass seine Krank-

heit einen Namen hatte. «Die Likrotaneose ist praktisch eine Volkskrankheit», sagte er, «die aber von den Krankenkassen nicht anerkannt wird. Die wollen Geld sparen! Irgendwann sagen die: <Herzinfarkt? Gibt's nicht, also bezahlen wir auch die Behandlungskosten nicht.>» Dafür, dass es sich bei der Likrotaneose um eine Volkskrankheit handelte, sprachen die vielen Reaktionen, die Bruno auf sein Posting in der Facebook-Gruppe erhielt. Eine Simone Bieker schrieb: «Ist bei mir genauso. So ein Klingeln in den Ohren beim Bücken, wie wenn jemand an der Tür klingelt. So ein Dreiklang, tüng-tang-tüng. Eigentlich nicht ein Klingeln, es ist eher ein elektronisches Geräusch. Und dann verschieben sich meine Halswirbel.

Wollen wir nicht eine Likrotaneose-Gruppe gründen?» – «Gute Idee», schrieb eine Corinna Brückner, «meine Frau leidet seit Jahren daran, und kein Arzt nimmt sie ernst. Bin so froh, dass es diese Gruppe gibt!» Eine Ruth Baumann schrieb: «Bin seit 1989 Likro-Kranke. Tägliches elektronisches Klingeln in den Ohren, vor allem, wenn ich mich nicht bücke. Michael Jackson hatte es auch und hat es auch in einem Fernsehinterview erwähnt. Aber sie haben die Stelle rausgeschnitten!! Schaut mal bei www.aerzte-gegen-michael-jackson.de.» Tatsache ist: Wenn man bei Google «Likrotaneose» eingibt, kommt die Meldung «Probiere es mit anderen Suchbegriffen». Offenbar wurden sämtliche Erwähnungen der Krankheit von Google gelöscht. Das lässt sich nicht wegdiskutieren. «Klingelt's bei dir jetzt endlich auch?», fragte Bruno, und ich hörte in mich hinein: Aber in meinen Ohren war es Gott sei Dank völlig ruhig. «Mehr als 300 Millionen Menschen weltweit leiden an Likro», sagte er, «die Behandlung würde die Krankenkassen Milliarden kosten. Deshalb wird es einfach verschwiegen!»

Als Bruno bei der Facebook-Gruppe einstieg, dachte er noch, er sei der Einzige mit Likro, aber jetzt waren es schon 300 Millionen. Darunter auffallend viele Frauen. «Stimmt», sagte Bruno, «Heinz95 und ich sind in der Gruppe die einzigen Männer. Vermutlich wird Likrotaneose unter anderem durch die Umweltgifte in Putzmitteln verursacht.» Wollte er damit sagen, dass es eine Hausfrauenkrankheit war? «Nein», sagte Bruno, «überhaupt nicht. Aber du weißt ja, dass ich in meiner ersten Ehe zu Hause immer selbst geputzt habe, weil Elvira das einfach nicht konnte. Ich kam da mit einer

Menge von Putzmitteln in Berührung.» Jedenfalls engagierte Bruno sich immer stärker in der Likro-Facebook-Gruppe. Bei einem Workshop am Genfersee zum Thema «Wir lassen uns unsere Likrotaneose nicht ausreden!» verliebte er sich in Ruth Baumann. Eng umschlungen sassen sie abends am See und hörten dem Klingeln in den Ohren des anderen zu. Gemeinsam verschoben sich ihre Halswirbel. Doch dann trat Ruth der Facebook-Gruppe «Ohne Stress erfolgreich sein!» bei. Sie behauptete plötzlich, es gebe keine Likrotaneose. «Seither hat sich meine Likro», sagte Bruno, «extrem verschlimmert.»



FAST VERLIEBT Politik vor Liebe Claudia Schumacher

Neulich sass ich mit einer befreundeten Acht-samkeitsforscherin bei zwei Iced Matcha Latte im Strassencafé. Sie hatte einige Zeit in Washington gelebt, also redeten wir bald über amerikanische Politik. Wir begannen bei der Kandidatur von Kamala Harris um das Amt der Vizepräsidentin, landeten wenige Gedankensprünge weiter bei Kellyanne Conway – und ihrer Ehe. Über kaum ein Pärchen der Welt konnte man sich bis vor kurzem so gut lustig machen wie über die Trump-Beraterin und ihren Mann George Conway, den New Yorker Anwalt, der Trump bekämpft. Mittlerweile haben die Conways ihre politische Arbeit niedergelegt: Ihre Teenagertochter leidet offenbar massiv unter der Polarisierung.

«Ich könnte nicht mit einem Mann zusammen sein, der völlig andere politische Ansichten hat als ich», sagte meine Freundin. Dann zögerte sie einen Moment, fügte an, dass das aber auch irgendwie traurig sei – oder? Dass die Liebe immer seltener politische Gräben überwindet, ergab eine Zusammenarbeit von zwei ameri-

kanischen Forschern der Elite-Unis Stanford und Yale bereits im Jahr 2013. Demnach sind dieselben politischen Ansichten beim Online-Dating ähnlich wichtig wie ein vergleichbares Bildungsniveau. Die Forscher vermuteten, dass die Polarisierung im Land mit der politischen Gleichschaltung im Privaten zu tun habe: Wenn zwei Menschen mit denselben Einstellungen in einem Haushalt lebten, könnten sie sich in ihren Ansichten noch verstärken und sich gegen andere Meinungen abschotten – und der politische Graben im Land vertieft sich. Da die Welt des Online-Datings den Menschen schneller ermöglicht, andere politisch auszusortieren, als das noch beim Kennenlernen in einer Bar der Fall war, gingen die Forscher davon aus, die Polarisierung in den USA werde zunehmen. Heute – sieben Jahre später – hat sich das absolut bewahrheitet.

Persönlich kenne ich eigentlich nur ein Paar, das politisch aus zwei unterschiedlichen Lagern kommt. Beide sind heute um die siebzig Jahre alt – und immer noch verheiratet. Soweit ich das bei gemeinsamen Abendessen beobachten konnte, handelt es sich um ein gutes Paar. Sie: grüne Feministin; er: Rechtsliberaler. Vielleicht kann es auch gut sein, wenn man sich in der Ehe zur Abwechslung mal nicht an der Persönlichkeit des anderen abarbeitet – sondern an seinen politischen Einstellungen. Vielleicht lohnt es sich ja, die sympathisch wirkende Frau oder den hübschen Kerl von Tinder trotz fremdem Wahlverhalten auf ein Bier zu treffen? Womöglich ist das spannender als gemeinsames Dauernicken – und offenbar wichtig fürs politische Klima. Wer will schon in einem Land aufwachsen, in dem Familien an politischen Ansichten zerbrechen?



Die Kunst zu leben

Grenada: *Laid back* auf dem 12. Breitengrad.



Ewiger Kreislauf von täglichem Werden und Vergehen: Grenada in der Karibik.

Vielleicht kann ich Grenada deshalb nicht vergessen, weil die südlichste und grösste der kleinen Antilleninseln ein zehntägiger Rausch war. Ich kam trunken an, ich ging trunken, und dazwischen wurde ich nie nüchtern. Der Rausch, das waren Rum, Carib Lager Beer und diese andauernden Ganja-Wolken, die gleichzeitig das Hirn einnebelten und all den dort angesammelten Nebel vom 47. Breitengrad auflösten. Der Rausch, das war die Insel selbst, ihr Fluidum, dieses *laid back*-Leben, das Sehnsüchte erfüllt, ohne neue zu schaffen.

Natürlich, da waren die Traumstrände, der Seven-Sisters-Wasserfall, all die Strassen durch seinen Urwald und seine Seele, aber wenn ich an Grenada denke, so sind die Bilder kraftloser als dieses Gefühl, das mir die Insel gab und dessen Rauschen immer noch meinen Kosmos durchdringt. Dieses Gefühl, mein bisschen Leben in seine Erde zu pflanzen und, schmerzfrei sozusagen, den ewigen Kreislauf von täglichem Werden und Vergehen zu führen.

Grenada und seine Menschen sind die spannendsten Überlebenskünstler der Welt. Im Grossen vollführen sie ihre Kunst bei den Vereinten Nationen, indem sie jenen ihre Stimme geben, die sich revanchieren. Stimmt im Sinne Japans für höhere Walfangquoten, und Japan baute der Insel einen neuen Fischereihafen. China stellte für die 100 000 Bewohner ein grössenwahnsinniges Stadion hin, in dem 20 000 Platz finden, nur um seinem Erzfeind

Taiwan, das bis anhin die Stimme Grenadas erhielt, eins reinzuwürgen.

Im Kleinen ist es die Kunst, zu leben und aus Faulheit eine Kunstform und eine gelebte Philosophie zu schaffen; jene, dass es sich nicht lohnt, sich bis auf die Knochen abzurackern für irgendwas – oder zumindest nicht für länger als zwei, drei Stunden pro Tag. Morgens um zehn sass Mitchell in irgendeiner Bar mit Wellblechdach an irgendeiner Strasse im Landesinneren. Bob Marley rumste aus den Lautsprechern. Sass da auf einem Hocker, Angelzeugs neben sich, Hornhaut, Shorts, ausgebleichtes T-Shirt, Rastalocken, Ray-Ban-Fake-Sonnenbrille, sein drittes Glas Rum vor sich.

«Ja», sagt er, «ich wollt' auf die andere Seite der Insel fischen gehen, aber ich kam nicht gut voran. Ich blockierte irgendwie, war nicht in Balance. Dann hörte ich eine Stimme in mir, die mir sagte, dass ich und die Fische heute nicht funktionieren würden. Also hielt ich an, bestellte einen Rum, und jetzt fühle ich mich ziemlich ausbalanciert, ehrlich gesagt. Ich hätte fast vergessen, dass der Fisch morgen auch noch da ist.»

Es gibt nur zwei wirkliche Gefahren für das Gedeihen ungezwungenen Lebens auf der Insel: Hurrikane und Grossinvestoren. Der schlimmste Hurrikan, der die Insel heimsuchte, war 2004 «Ivan». 85 Prozent aller Gebäude wurden zumindest beschädigt, und vor allem flogen die Holzhütten der Armen davon. Die Ghettos an den Küsten waren weg, die Armen trieb es in

die Berge, weil nur noch dort Holz war für neue Hütten, und bald sah alles unten an der Küste aus wie frisch. Dann kamen die Investoren, ein paar grosse und viele kleine. Die grossen wollten und wollen immer noch aus der Insel ein St-Tropez auf dem 12. Breitengrad entstehen lassen. Die kleinen ihren grossen Traum verwirklichen.

Eine dieser Glücksucherinnen war Jana Caniga, 60, die ehemalige Moderatorin von «10 vor 10». Sie kam 2006 nach Grenada, 2007 habe ich sie getroffen auf ihrer Baustelle, aus der das Luxushotel «Le Phare Bleu» wurde. Zwölf Jahre baute sie an den vierzehn Villen, dem Pool, dem Jachthafen, dem Gourmet-Restaurant. Kaum stand das Resort, begann sie über einen Rückzug nachzudenken, weil sie alles gegeben hatte, aber doch nicht glücklich war und weiter von ihrer Sehnsucht entfernt als je; sich zurückziehen zu können vor ihrem Perfektionismus. Loslassen konnte sie im Grunde nur mit ein paar Gin Tonics intus.

Sie kam erst klar mit der Mentalität Grenadas, als sie anfang, die Bedeutung von *laid back* zu verstehen und nicht gegen, sondern mit der Mentalität der Inselbewohner zu leben. Vor zwei Jahren liess sie los und liess ihr Hotel von Kanadiern führen, und sie fand ihr eigenes kleines Paradies und das Ende der Sehnsucht. Sie ist jetzt Farmerin. Beobachtet Kolibris, wenn sie in den Blumen picken, sammelt Muskatnüsse, lebt in den Hügeln, fährt einmal die Woche einkaufen und hält sich ein paar Hühner. Sie sagt, es gebe kein besseres Gefühl.

Wasser, Sonne, Erde, Luft

Aline Arnold, 26, machte eine Ausbildung zur Drogistin, ihr Glück findet sie nun als frischgebackene Kindergärtnerin.

Letzte Woche ging mein Traum in Erfüllung: Ich konnte in der Zürcher Gemeinde Aesch meinen eigenen Kindergarten eröffnen.

Zum Start war ich schon ein bisschen nervös. Ich stellte mir vor, was ich bloss machen würde, wenn zehn Kinder auf einmal in Tränen ausbrechen würden – das hätte ja sein können. Ein Kind kann schnell weitere Kinder anstecken, bis jede und jeder am Ende weint. Eine solche Situation wäre sehr herausfordernd gewesen. Zum Glück kam es während der ersten Woche in meinem neuen Beruf nicht zum grossen Tränenmeer. Vielmehr waren die Kinder bereits von Beginn an neugierig. Sie konnten ihre Begeisterung nicht verstecken, als ich etwa am ersten Tag ein Säckchen im Kreis herumgab. Sie mussten erstasten, was sich darin versteckt. Sie wussten es sofort. Es war eine Blume.

Sorglosigkeit und Begeisterung

Zusammen zählten wir der Reihe nach auf, was eine Blume zum Leben braucht: Wasser, Sonnenlicht, Erde, Luft. Die Kinder waren begeistert und überreichten ihren Eltern die Sonnenblumen, die ich ihnen schenkte. Das war die Überleitung, um sich von Mami und Papi zu verabschieden. Die Blumen müssen ja eingestellt werden. Diese Entdeckerfreude, Sorglosigkeit und Begeisterung der Kinder ist es, die mich beeindruckt.

Nach meiner Erstausbildung zur Drogistin mit anschliessender Berufsmatura absolvierte ich die pädagogische Hochschule. Ich entschied mich für den Beruf als Unterstufenlehrperson, weil mich die Entwicklung der Kinder fasziniert und Kinder in diesem Alter noch vorurteilsfrei sind.

Mein erster Tag als ausgebildete Kindergärtnerin wird mir immer in Erinnerung bleiben. Auch weil sich dieser wegen Corona etwas anders gestaltete. Nachdem ich mich mit meinen Kindern aus der Gruppe «Sonne und Mond» und ihren Eltern vor dem Primarschulhaus in der Nähe getroffen hatte, um den allgemeinen Schulstart zu feiern, spazierten wir zum Kindergarten. Bevor ich die Türe aufschloss, informierte ich über die Schutzmassnahmen wegen Covid-19. Das Unterrichten unter den erschwerten Corona-Bedingungen funktioniert mittlerweile recht gut, und ich mache, was mit Vier- und Fünfjährigen möglich ist. Sobald sie ins Haus kommen, müssen sie die Hände waschen. Mittlerweile denken sie selber daran.

Falls die Eltern das Kind aus bestimmten Gründen im Unterricht begleiten müssten, dann dürften sie den Kindergarten nur mit Maske betreten und müssten ein Formular ausfüllen. Bei den Kindern interveniere ich, wenn ich sehe, dass eines ständig seine Finger in den Mund nimmt. Dass meine Kinder im sogenannten Freispiel den Abstand nicht einhalten, war mir klar, schon bevor ich mit meiner Arbeit begann. Offensichtlich sind sie noch zu klein dafür. Wenn sie sich zum Bei-



«Sie wussten es sofort»: Pädagogin Arnold.

spiel mit der *Chügeli*-Bahn oder dem Puppenhaus beschäftigen, sind sie im Rollenspiel und kommen einander automatisch und unausweichlich nahe.

Mit Tränen in den Augen

Auch für mich ist es unmöglich, zu den Kindern den vorgegebenen Abstand einzuhalten. Zum Beispiel kann ich nicht von weitem die Stifthaltung der Kinder verbessern. Das muss ich mit dem Kind zusammen machen. Oder auch wenn ein Kind mit Tränen in den Augen zu mir kommt, tröste ich es selbstverständlich – wie an meinem ersten Tag, als ein Kind nicht wollte, dass seine Mutter nach Hause geht. Ich konnte es aber sofort ablenken, und es beruhigte sich zum Glück schnell wieder.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Alles ist alles

Hinz: Alles, was in den letzten Jahren verboten wurde, ist jetzt obligatorisch. Nach dem Vermummungsverbot haben wir nun eine Vermummungspflicht. Alle sind angehalten, immer und überall möglichst aggressive Putzmittel zu versprühen. Nach dem Plastikverbot kommt nun die Pflicht, so viel Plastik wie möglich zu verbrauchen.

Kunz: Ich betrachte die Entwicklungen als fortschrittlich. Corona ist die erste Religion, welche die Verhüllungspflicht geschlechtsunabhängig für alle verlangt.

Hinz: Unser aller Hausarzt ist der Bundesrat. Er duldet keine anderen Hausärzte neben sich. Wenn das so weitergeht, ist Medizin bald kein Studium mehr, sondern eine dreijährige Verkaufslehre im Pharmabereich.

Kunz: Ich warte noch darauf, dass die Politessen von den Strassen abgezogen werden, um auf öffentlichen Toiletten zu kontrollieren, ob alle die Hände gewaschen haben.

Hinz: Dazu wird es leider nicht kommen, denn das wäre ja eine vernünftige Aufgabe für Politessen.

Kunz: Wieso ist es dem Bundesrat so wichtig, ein Virus zu stoppen?

Hinz: Der Bundesrat spielt höhere Macht.

Kunz: Der Bundesrat wird noch auf die Welt kommen, wenn er stirbt.

Hinz: Glaubst du denn an ein Leben nach dem Tod?

Kunz: Du etwa nicht?

Hinz: Wenn ich sterbe, ist es noch früh genug, um zu erfahren, ob es ein Leben nach dem Tod gibt.

Kunz: Vielleicht ist es dann auch zu spät.

Hinz: Wieso? Wenn man weiterlebt, lebt man sowieso weiter, und wenn nicht, dann eben nicht.

Kunz: Die Frage ist nicht ob, sondern wie.

Hinz: Warum?

Kunz: Die Qualität des Weiterlebens hängt doch sicher davon ab, wie man sich darauf vorbereitet.

Andreas Thiel

Platanengarten in Saint-Tropez

Restaurant Cucina im Hotel Byblos,
27 Avenue Foch, 83990 Saint-Tropez,
+33 (0)4 94 56 68 20

Das elegante Hotel «Byblos», ein städtisches Fünfsternehaus in Saint-Tropez, besteht aus vielen aneinandergebauten Retorten – «Fischerhäusern», die sich jedoch nicht um das Hafenbecken, sondern um ein Schwimmbecken herum anordnen. Von oben, also gegen die Zitadelle hin, drängen sich am Abend die Autos und von unten die Gäste, die aus dem Städtchen kommen. Zum Aperitif empfiehlt sich die Bar beim Pool. Einige Stockwerke weiter unten, nahe der Place des Lices, findet man neu in einem grösseren, baumbestandenen Garten das Restaurant «Cucina», das – je nachdem, wie man ihm begegnet – eine Pizzeria oder ein Ristorante sein kann. Bis hoch in die



Platanen hängen diverse Lampen, die eine gemütliche Atmosphäre schaffen.

Der Pizzaofen ist ein modernes Chromstahlgebilde mit sich drehendem Boden. Aber das Produkt ist erstaunlich gelungen. Die Margherita war allerdings ohne Mozzarella gebacken worden. Dieser wurde der fertigen Pizza in Form von einigen Löffeln Burrata nachträglich aufgefropft. Der Boden war perfekt knusprig, aber der nicht überbackene Käse brachte viel milchige Süsse mit sich statt des erwarteten Aromas von

geschmolzenem Käse. Ein ähnliches Schicksal erlitt die Auberginen-Parmigiana. Sie war prächtig, aber bevor wir eingreifen konnten, leerte die freundliche Bedienung noch eine Sauciere voll Béchamelsauce über das Gericht, die eindeutig des Guten zu viel war. Sehr gut schmeckten dagegen marinierte Loup-de-mer-Filets, halb Carpaccio, halb Ceviche, und auch ein Saint-Pierre, begleitet von mediterranem Gemüse, überzeugte.

Eigentlich war auch ein paniertes Kalbschnitzel hervorragend gemacht, aber aus unerfindlichen Gründen hat man es abschliessend mit diversen Körnern und getrocknetem Abrieb von Zitrusfrüchten geschmacklich verfremdet. Für das Konzept des neuen Restaurants firmiert einmal mehr Alain Ducasse. Es ist gepflegt, aber *décontracté*, und, wenn man nicht gerade den bretonischen Hummer wählt, mit rund hundert Euro pro Person für seinen Ort und sein Prestige durchaus bezahlbar.

WEIN/PETER RÜEDI

Power und Grazie: der doppelte Douro

Kolheita Douro Vinho Tinto 2007. 14,5 %.
Vinoversum, Neftenbach. Fr. 44.-. vinoversum.ch

Luis Soares Duarte, Önologe in der portugiesischen Spitzenregion Douro, ist ein Teamplayer. Vor einem halben Jahr stellte diese Kolumne einen Wein vor, den Duarte zusammen mit seinem Freund João Roseira von der Quinta do Infantado aus den alten Reben zahlreicher kleiner, aber verlässlicher Produzenten in der Subregion Cima Corgo (oberhalb der Ortschaft Pinhão) gewonnen und dann fast vergessen hatte.

Der Douro Gouvyas Vinhas Velhas des Joint Ventures Bago de Touriga (s. *Weltwoche* Nr. 6/20: «Schläfer aus Portugal») war ein Wein mit einem besonderen Schicksal: Seine beiden Väter hatten ihn 2007, in einem der grossen Jahre am Douro, gekeltert, gerieten anschliessend aus unterschiedlichen Gründen in Schwierigkeiten, lagerten aber vor Auflösung ihres Betriebs knapp 2000 Flaschen in der Nähe von Porto ein und brachten sie bei dessen Auferstehung 2016 auf den Markt. Jetzt präsentiert Duarte eine andere Cuvée aus dem



gesegneten Jahr 2007 (ebenfalls aus dem Rebsatz Tinta Barroca, Tinta Roriz, Touriga Franca, Touriga Nacional, wieder aus Trauben aus der Cima Corgo) und erneut als Koproduktion, diesmal mit Francisco Ferreira von der Quinta do Vallado und dem Winzer Rui Moreira, ausgebaut 22 Monate in französischen Barriques und abgefüllt 2009.

Der Douro Kolheita (so heisst das Kunstwerk von Duarte & Co) ist mit 2496 Flaschen eine Rarität wie der Gouvyas und wie der seinen Preis nicht wegen seiner Seltenheit wert. Auch für einen «Holz-Skeptiker» wie mich, der zu oft findet, mit der Holzkeule würden delikate, frische und beschwingte Weine erschlagen und bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag eingesargt – von Bordeaux einmal abgesehen, wo die Partnerschaft zwi-

schen Kellermeistern und Fassbauern eine lange Geschichte hat und beide für die subtilen Wechselwirkungen feine Händchen entwickelt haben, etwa für die Wahl des (Eich-)Holzes, dessen Trocknung und Anröstung einerseits, für die delikate Verfolgung der Reifeprozesse im Keller andererseits. Beides Wissenschaften für sich. Zweifellos kamen in den letzten Jahrzehnten vom Holz dominierte oder gar «verholzte» Weine vermehrt in Mode, meist infolge eines an Bordeaux orientierten Geschmacksideals.

Natürlich ist dem Douro Kolheita 2007 der fast zweijährige Aufenthalt in neuer, französischer Eiche anzumerken. Aber das Holz sabotiert die Harmonie des Weins nicht, er mobilisiert genug Fruchtpower dagegen, genug für ein schönes Gleichgewicht (vielleicht ist noch ein Stündchen im Dekanter ratsam). Ein mächtiger, festlicher Wein, lang und tief und mit so viel Eleganz, dass die Versuchung gebannt ist, ihn «männlich» zu nennen. Das ist er auch. Wenn wir andererseits seine feminine Finesse würdigen.

Achtung, Schwärmerei!

Irrtum vorbehalten, ist der Porsche 911 Turbo S der beste Sportwagen, der je gebaut wurde.



Es kann grundsätzlich nicht ausgeschlossen werden, dass ich mich irre. Aber nach einigen Fahrten mit dem neuen Porsche 911 Turbo S steht vorerst fest, dass es zurzeit keinen besseren Sportwagen gibt als den Klassiker aus Stuttgart. Möglicherweise ist dies sogar das beste Auto, das je gebaut wurde. Dabei ist natürlich die Frage, welche Kriterien dieser Schwärmerei zugrunde liegen. Es geht zunächst um die dynamischen sowie leistungsbezogenen Parameter des Autos, das beinahe schon lächerlich schnell ist. Der Wimpernschlag von 2,7 Sekunden (Cabrio: 2,8 Sekunden) – oder rund 35 Meter – vergeht, bis das sogenannte Modell 992 als Coupé mit 650 PS von 0 auf 100 km/h katapultiert wird. Das ist schneller als der Supersportwagen GT2 RS. Wobei auch schon Tests mit 2,55 Sekunden Sprintwert gemacht wurden. Auf Youtube finden sich Beschleunigungsrennen, wo ein Turbo S selbst einen McLaren 720S mit 720 PS hinter sich lässt.

Nun ist Beschleunigung allein noch nicht entscheidend, es geht vielmehr auch darum, wie sich das Auto fährt. Und damit sind wir bei den nächsten entscheidenden Qualifikationsmerkmalen zum besten Auto aller Zeiten. Die Kombination aus Kraft, intelligentem Allradantrieb, Hinterachslenkung und hochentwickeltem 8-Gang-Doppelkupplungsgetriebe macht den Turbo S schnell und alltagstauglich zugleich. Während andere sportliche Autos einem bei nasser Fahrbahn bald nach dem Leben trachten, gibt der Elfer eine Art Sicherheitsgarantie für jede Witterung.

Kein anderes Fahrzeug dieser Leistungsklasse bietet einem selbstverständlicher im ers-

ten Moment ein so leicht zugängliches Erlebnis ausserordentlicher Dynamik, um im nächsten Augenblick mit erstaunlicher Gelassenheit Frau und schlafendes Kind auf einem der beiden hinteren Sitze nach Hause zu transportieren. Daneben erweitern die rückwärtigen Notsitze das Transportvolumen entscheidend.

Und irgendwann, im Bereich der Extreme, kommen Gelassenheit und Dynamik harmonisch zusammen, denn der 911 Turbo S lässt sich auch in Kurvenlagen und bei sehr hohen Geschwindigkeiten verhältnismässig einfach fahren. Bis 330 km/h reicht die Kraft aus dem 3,8-Liter-Biturbo-Boxermotor im Heck theoretisch aus. Vorausgesetzt natürlich, es steht genügend Platz – auf einer einsamen deutschen Autobahn beispielsweise – zur Verfügung.

Dieser Reiz der Gegensätze macht die Anziehungskraft des Turbo S aus und begründet gleichzeitig seine Qualifikation zum besten Auto aller Zeiten. Als Cabrio mit gut isoliertem Stoffverdeck und automatischem Windschott hat der 911er noch eine Dimension mehr. Mit offenem Dach in einen lauen Sommerabend hinein fahrend, ist der faszinierende Sportwagen mit Familiensinn auch noch ein Ausflugsauto von fast schon mediterraner Leichtigkeit.

Porsche 911 Turbo S Cabrio

Motor/Antrieb: 6-Zylinder-Boxermotor mit VTG-Biturbo/Allrad; Hubraum: 3745 ccm, Leistung: 650 PS/478 kW; max. Drehmoment: 800 Nm/2500–4000 U/min; Verbrauch (WLTP): 12,5–12,1 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 2,8 sec Höchstgeschwindigkeit: 330 km/h; Preis: Fr. 288 500.–; Testwagen: 303 250.–



OBJEKT DER WOCHE

Mit Schuss

Hard Seltzer «White Claw»: Im Fachhandel für Fr. 4.90 erhältlich

Wir werten die Dose der Stunde zum Objekt der Woche auf, weil sie es buchstäblich in sich hat. Nur das Zischen beim Öffnen ist gewöhnlich. Was danach kommt, überrascht, und man erkennt mit jedem Schluck besser: Jetzt hat es ein Sommer-Drink doch noch durch die Pandemie geschafft. Beim Inhalt der Büchse handelt es sich um sogenanntes *hard seltzer*, also Mineralwasser mit einem Schuss Alkohol. Kehrt das süsse Schreckgespenst Alcopop zurück? *Hard seltzer* mit rund 5 Prozent Alkohol zielt in eine andere Richtung. Das Getränk sei eine Alternative zu Bier, nicht zu Schnaps, heisst es in Fachkreisen. Der Clou: Es ist im Vergleich mit Bier äusserst kalorienarm. Das gemütliche An-der-Dose-Nippen und nicht der schnelle Partysuff stehe im Vordergrund.

Der Test bestätigt dieses Bild. Nach der Einnahme von drei Büchsen *hard seltzer* zu zwei Grillwürsten verspürt man allenfalls ein solides Damenräschen. Der Drink – in diesem Fall das amerikanische «White Claw» – schmeckt frisch, durch das Beerendaroma vielleicht etwas zu fruchtig, aber nicht süss. Man könnte von einem prickelnden Teenager-Champagner mit Luft nach oben sprechen.

Ab Frühherbst werden mindestens zwei Zürcher Firmen das Trend-Wasser anbieten. Bereits Anfang Jahr leisteten die Produzenten des *hard seltzer* «Nylo» ein paar Monate lang Schweizer Pionierarbeit; im Oktober kommen sie mit einer neuen Rezeptur in die Läden.

Benjamin Bögli

Das neue Grün

Auf der Strasse, auf Fotos und in der Werbung präsentieren sich Elektroautos verschiedener Marken und Modelle des Öftern auf ähnliche Art und Weise. In einem fluoreszierenden, meist hellen und manchmal grünlichen Blau, das vollflächig lackiert oder als Akzent auftritt. Die Marke Tesla kommt natürlich ohne diese Etikettierung aus, weil diese Fahrzeuge gar nicht anders als in sauberer Antriebstechnologie zu haben sind. Dass sich dieses Blau über die traditionellen Marken hinweg als Konvention, als Code für diese Technologie, so schnell durchsetzt, ist ungewöhnlich. Aber es ist clever. Das Etikett macht sichtbar, was nicht sichtbar ist, und viele Menschen geben ihre ökologische Überzeugung gerne zu erkennen. Dieses elektrische Blau ist mehr als eine Modelfarbe, es prägt seit je unsere Vorstellung von technologischem Fortschritt und Modernität – und steht für keimfreie Sauberkeit. Welche Farbe haben Sie vor Augen, wenn Sie an die derzeit überall präsenten Desinfektionsmittel und Hygienemasken denken? Eben.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Farbe der Saison.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Mir scheint, als ob die hiesige Gesellschaft je länger, desto mehr dazu neigt, bei grundsätzlich berechtigten Anliegen massiv zu übertreiben; sei es bei Nachhaltigkeit respektive Klimawandel, bei Gender-Thematik oder BLM. Insofern überrascht mich auch der Aktionismus um Sars-CoV-2 nicht weiter. Wie ist Ihre Einschätzung? D.Z., Zürich

Es ist eine Zeiterscheinung. Viele Menschen laufen immer dem nach, was gerade Mode ist. Das ist bequem, denn wer mit dem Strom schwimmt, muss nicht viel überlegen und eckt nicht an. Zwiespältig ist es mit Modeerscheinungen, die an sich verwerflich sind, aber einen guten Kern enthalten. So ist es zum Beispiel beim Klima. Ein gutes Klima, gesunde Luft, gesundes Wasser, gesunder Boden – wer will da dagegen sein! Aber wer das



verabsolutiert, kommt zum Schluss, dass es wohl am besten wäre, man würde alles Leben ausrotten, denn das Leben verbraucht auch Natur. Wenn man die Massnahmen so übertreibt, dass die Menschen immer weniger zum Leben haben, nützt dies vielleicht dem Klima, aber schadet dem Leben.

Gut sichtbar ist das auch heute bei BLM. Gemäss Lexikon soll das «Black Lives Matter» heissen. Und weil diese Bewegung gegen Rassendiskriminierung und gegen die Ver-

ächtlichmachung von Schwarzen ist, wird man nicht gegen eine solche Bewegung sein wollen. Aber wenn man sieht, dass dies so verabsolutiert wird, dass nun alles, was weiss ist, was Staatsmacht hat und die Polizei niedergeschlagen wird, dann ist BLM schlecht. Man muss gegen die Missstände antreten, auch wenn man dann als Rassist beschimpft wird.

So ist es letztlich auch mit Sars-CoV-2. Wenn man den Kampf gegen das Coronavirus verabsolutiert, schränkt man das Leben so unverantwortlich ein, dass der Schaden der Massnahmen grösser ist, als das, was das Virus verursacht. Darum ist der gesunde Menschenverstand das Mass aller Dinge.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an: drm@weltwoche.ch

Adriano Lucatelli

Der frühere Grossbanken-Manager ist heute als Start-up-Unternehmer aktiv. Sein grosses Lebensziel: die Befreiung der Altersvorsorge.

In den Hoch-Zeiten der Finanzindustrie legte Adriano Lucatelli eine Blitzkarriere bei den Grossbanken hin. Nach Ausbildungen in den USA, Grossbritannien (London School of Economics, LSE) und Doktorat an der Uni Zürich stieg er bei der Credit Suisse ein. In den Neunzigern navigierte er die Bank unter der Ägide von Lukas Mühlemann durch ihre ersten Investitionen in digitale Start-ups. Bei der UBS stieg er später zum Mitglied des Schweizer «Management Committee» auf.

Wir treffen Adriano Lucatelli zum Mittagessen im Zürcher Hotel «Storchen». Heute ist der frühere Bankmanager eher ein Einzelkämpfer. Seit seinem Abschied bei der UBS im Jahr 2008 ist er unternehmerisch tätig. Zunächst begleitete er das später von Martin Ebner aufgekaufte Finanztechnologie-Unternehmen Additiv als Investor. 2015 gründete er zusammen mit Additiv-Gründer Michael Stemmler die digitale Finanzboutique Descartes.

Hoffentlich müsse er für die *Weltwoche* jetzt nicht den modernen Managertyp spielen, scherzt der 54-Jährige: Er sei nicht um fünf Uhr aufgestanden, dann auch nicht als Erstes ins Fitnessstudio gegangen, und er habe vom Laufband aus auch keinen Milliardendeal eingefädelt. Nein, unser Gesprächspartner ist eher die Antithese dazu. Dem täglichen Jogging zieht er einen guten Rotwein vor (in unserem Fall: ein Sassi Grossi aus dem Tessin), dem Laufband eine edle Zigarre.

«Geld braucht ein Zuhause»

Adriano Lucatelli wuchs in bescheidenen Verhältnissen in Regensdorf auf. Seine Mutter war Coiffeuse, der Vater ein aus Italien eingewanderter Hilfsmechaniker. «Das unternehmerische Gen», erzählt er, «lag aber durchaus in der Familie.» Nachdem es sein Vater in der Schweiz zu bescheidenem Wohlstand gebracht habe, sei er nach Apulien zurückgekehrt und habe dort eine bis heute erfolgreiche Kleiderfabrik aufgebaut.

Für Lucatelli war immer klar, dass auch er langfristig selbständig sein wollte. Grossunternehmen seien anfällig für eine Karriere-Logik: «Was muss ich machen, um nächstes Jahr Managing Director zu werden?» Da sei es schwierig, eine persönliche Philosophie zu verfolgen.

Und an philosophischem Unterbau fehlt es Lucatelli nicht. Sein Erweckungserlebnis war ein Konferenzbesuch in Kalifornien bei einer Südstaaten-Professorin. Sie habe zu ihm gesagt: «Ihr Europäer habt ein ganz anderes Freiheitsverständnis als wir Amerikaner.» Für ihn war das amerikanische Modell das überzeugendere: die Freiheit, etwas zu unternehmen, dabei aber



Persönliche Philosophie: Geniesser Lucatelli.

auch untergehen zu können. In Europa und der Schweiz, findet der Unternehmer, komme schnell der Staat und wolle die Bürger vor Fehlern bewahren. Er selber, erzählt Lucatelli in geerdetem *Züritüütsch* mit herzhaftem Lachen, verstehe sich als angelsächsischer Libertärer. «Viele Leute irritiert das: italienischer Nachname, Zürcher Dialekt, amerikanisch inspirierte Ansichten.»

Lucatellis Firma ist nach dem französischen Philosophen René Descartes (1596–1650) benannt. Im Kern von dessen Denken, findet Lucatelli, stehe der Zweifel. «In der Finanzindustrie gibt es keine absoluten Gewissheiten.» Gestartet ist sein Unternehmen als digitaler Vermögens-

verwalter – vor allem für aktive Finanzprodukte. Dem passiven Investment (Nachbildungen von Indizes) steht er kritisch gegenüber. «Es ist sozusagen der Plattenbau der Finanzanlage.» Wer in den Deutschen Aktienindex (DAX) investiert habe, der habe zwangsläufig auch die jetzt konkursreife Wirecard gekauft. «Geld», findet Lucatelli, «braucht ein Zuhause.» In einem ersten Schritt habe Descartes Finance darum aktive Lösungen ausgefuchster Strategen einem breiteren Kundenkreis zugänglich gemacht.

Jetzt bei den Grünliberalen

Sein zweiter grosser Wurf sind Anlagen für die Altersvorsorge. Lucatelli ist überzeugt, dass gerade jüngere Menschen («sie sind die Verlierer des aktuellen Systems») ihr Vorsorgekapital aus dem starren Korsett der Pensionskassen befreien. Dafür hat sein Unternehmen eine Lösung entwickelt. «Die modernen Karrieren mit ihren Unterbrüchen in der Erwerbsarbeit bieten sich dafür an.» Langfristig sei es vorteilhaft, das Kapital aus der Pensionskasse auf ein Freizügigkeitskonto zu übertragen und mit den Anlage-Tools von Descartes-Vorsorge vor allem in Aktien zu investieren.

Ursprünglich FDP-Mitglied, ist Adriano Lucatelli seit kurzem bei den Grünliberalen. Die Freisinnigen, findet er, «haben den Anschluss verloren». Von seinen persönlichen Ansichten her hätte er vielleicht auch der SVP beitreten können, aber die GLP sei eine junge, dynamische Partei – «eine Art politisches Start-up».

Als Aktionär der Neuen Zürcher Zeitung

hat Adriano Lucatelli den sogenannten Leserrat ins Leben gerufen. Das ist ein Beratungsgremium von kritischen Unternehmern, das als Sparringpartner für die Redaktion und den Verwaltungsrat gedacht ist. Damit, so Lucatelli, möchte er vermeiden, dass die NZZ das Schicksal der Freisinnigen ereile.

Beim letzten Schluck Sassi Grossi philosophiert Adriano Lucatelli über den «sympathischen anarchischen Charakter der Tessiner» und über die Vorzüge der Kleinheit. «Es ist ein Vorteil, dort zu geschäften, wo man auch lebt.» Oder, frei nach Julius Cäsar: Lieber der Erste in der Provinz als der Zweite in Rom.

Florian Schwab

Mr. Wrights feines Vermächtnis

Für wenig Geld stehen derzeit Häuser des berühmtesten amerikanischen Architekten, Frank Lloyd Wright, zum Verkauf oder können über Airbnb gemietet werden.

Benjamin Bögli

Es gab eine Zeit, da hasste Frank Lloyd Wright die modernen Architekten und ihren internationalen Stil so sehr, dass er Fliegen, die sich auf seinem Zeichnungstisch des Atelierhauses bei Spring Green, Wisconsin, niederliessen, Namen wie Corbusier oder Gropius gab. Dann schlug er sie mit einer Klappe tot.

Die jüngeren erfolgreichen Baumeister der zwanziger und dreissiger Jahre, deren urbane Häuser ihn an seelenlose Maschinen erinnerten, waren Wright suspekt. Und mit Flachdächern konnte er noch gar nichts anfangen. Einfach, um zu zeigen, dass er es locker mit der modischen Avantgarde der Architektur aufnehmen konnte, entwarf er 1935, er war bereits 68 Jahre alt, innerhalb von zwei Stunden doch noch ein Haus mit flachem Dach. Nur platzierte er es nicht in einem Quartier einer boomenden Grossstadt wie Paris oder New York, sondern pflanzte es in der Nähe von Pittsburgh mitten in den Wald über einen Wasserfall. «Falling-water» ging in die Geschichte ein und gehört zu den berühmtesten modernen Wohnhäusern überhaupt. Wright meldete sich mit diesem genialen Wurf zurück. Nach einer jahrelangen Durststrecke begann für ihn mit über siebzig die produktivste Phase seines ohnehin schon ergebnisreichen Lebens: In den Nachkriegsjahren entwarf und baute er innerhalb von fünfzehn Jahren mehr als 350 Häuser.

Frank Lloyd Wright (1867–1959) war ein charismatischer Showman, der den grossen Auftritt mochte und die Provokation liebte. Sein bekanntestes Werk ist das fensterlose Guggenheim-Museum, das im von Glasfassaden beherrschten Manhattan steht. Wright konnte aber auch kleiner und feiner bauen. Vor wenigen Monaten hat sein 1900 erbautes «Foster House and Stable» in Chicago für 145 000 Dollar den Besitzer gewechselt. Im Moment befinden sich mindestens acht Wright-Häuser auf dem Markt. Einige davon kosten ebenfalls weniger als eine Million Dollar. Da wäre zum Beispiel das «George Madison Millard Home» in Highland Park, Illinois. Es gehört zu Wrights typischen «Prairie»-Bauten. Mit die-

sem Stil schrieb er Architekturgeschichte. Voller Lust entwickelte Wright Häuser, mit denen er sich dem herrschenden Baukult aus der Alten Welt, sprich Europa, widersetzte: Ein so grossartiges Land wie die Vereinigten Staaten sollte gefälligst auch mit einer eigenständigen Architektur leuchten. *America first!*



Kultarchitekt Wright, 1947.

Herkömmliche Häuser nannte Wright Schachteln – und Zimmer «Schachteln in Schachteln». Mit dem Schlachtruf «Destroy the box!» (Zerstöre die Schachtel) setzte er eine «Open Plan»-Strategie um. Er baute also mit so wenigen Trennwänden wie möglich. Plötzlich waren Küche und Wohnzimmer eins. Das wirkte viel grosszügiger. Etwas vom Wichtigsten für Wright war eine möglichst natürliche horizontale Einbettung der Häuser in die endlos scheinende Prärie des Mittleren Westens der USA.

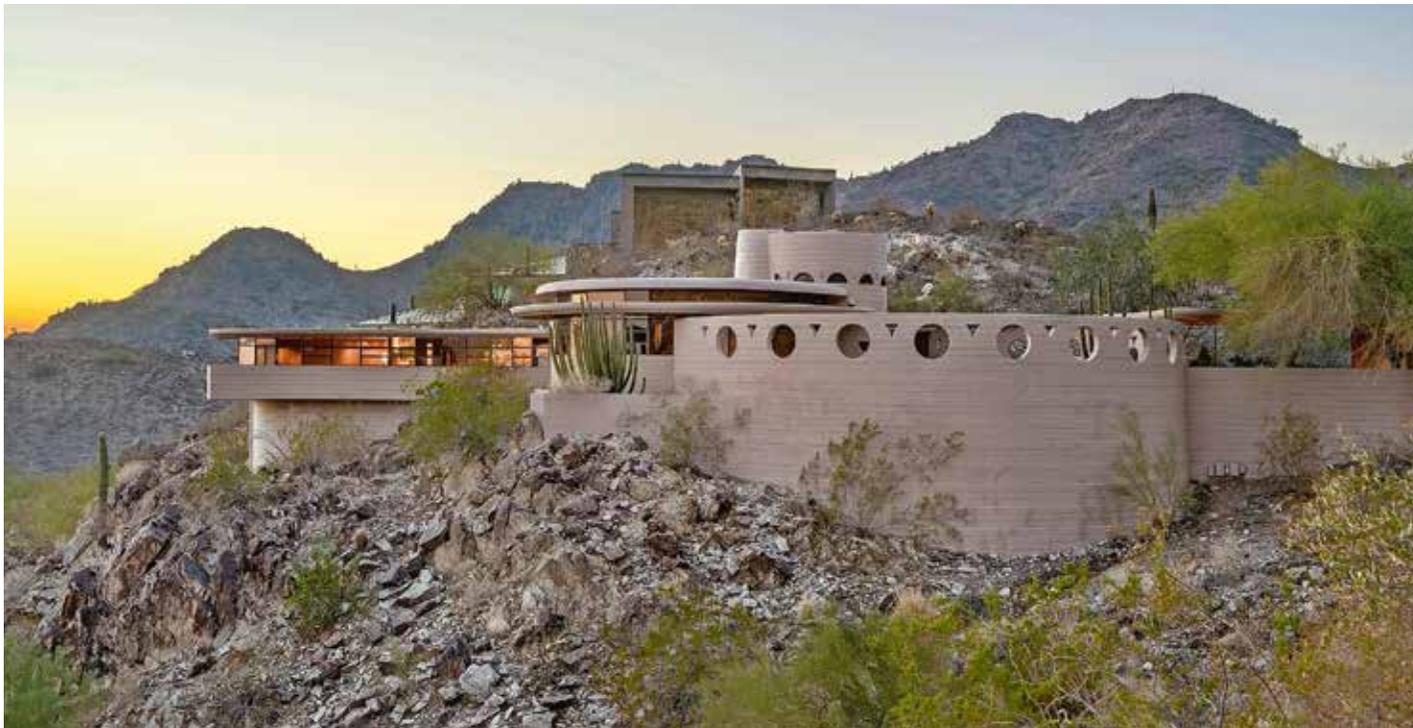
Ewig goldener Herbst

Das Innenleben seiner Bauten gestaltete Wright bis zum kleinsten dekorativen Element gleich mit: das Haus als Gesamtkunstwerk. *Interior decorators*, Innenarchitekten, nannte er «inferior desecrators», minderwertige Schänder. Und wehe, man änderte etwas. Bei Überraschungsbesuchen richtete er die Möbel wieder nach seinem Gusto. Gleichzeitig trat Wright stets

ausgesprochen charmant, mit einem Augenzwinkern, auf. Richtig böse war ihm niemand. Einmal schneiderte er der Dame des Hauses sogar ein der Inneneinrichtung angepasstes Kleid auf den Leib. Weil er für seine Häuser innen wie aussen vorzugsweise Farbtöne der Ernte wählte, strahlen sie einen ewig goldenen Herbst aus. Das erwähnte, 1906 erbaute «George Madison Millard Home» ist für 950 000 Dollar erhältlich. Unangemeldete Besuche des flamboyanten Architekten, der schon im ersten Semester an der Uni mit Hut und Stock unterwegs war, werden nicht mehr vorkommen.

Für weniger als die Hälfte dieses Preises gibt es das «Charles L. & Dorothy Manson House» in Wausau, Wisconsin, zu kaufen. Bei diesem handelt es sich um ein sogenanntes Usonia-Haus. Frank Lloyd Wright glaubte zwar wie kein Zweiter an den Individualismus, gleichzeitig arbeitete er aber an einer totalitär anmutende Vision – seiner Utopie eines Amerika der Broadacre City, der Antithese zum Konzept der Stadt: Ihm schwebte ein dezentraler Lebensraum vor, in dem die Bewohner autark und mobil hausten: Jede Familie erhielt einen Acre (ca. 4000 m²) Land, den sie selber bewirtschaften würde. Natürlich wollte Wright die alleinige Regie über die Form und die Funktionalität der Häuser übernehmen. Er war der Überzeugung, die Diktatur der Masse («mobocracy») und deren Absenz von Geschmack würden das Land zerstören. Es blieb bei der elitären Utopie, weil es in einer freien Welt schlicht unmöglich ist, dass sich Hunderte Millionen von Bürgern mit unterschiedlichen Ansprüchen und Besitztümern mit der von Wright vorgegebenen Einrichtung abfinden würden. Es entstanden aber ab 1936 rund fünfzig Usonia-Häuser. Eines davon, das «Charles L. & Dorothy Manson House», ist für 425 000 Dollar auf dem Markt.

Weitere fünf vom Kult-Architekten zwischen 1906 und 1959 entworfene Gebäude stehen gemäss der Frank-Lloyd-Wright-Stiftung ebenfalls zum Verkauf. Das auffälligste, das «Norman Lykes House» in Phoenix, Arizona, das lange auf dem Markt war, wurde Ende Jahr für 1,7 Millionen Dollar veräussert. Derzeit kann man



Zum Mieten: «The Norman Lykes Home» in Phoenix, Arizona – das letzte von Wright entworfene Wohnhaus.

es aber über Airbnb für gut 1000 Franken pro Nacht mieten. Über denselben Internetdienst sind auch günstigere Übernachtungen in anderen Wright-Häusern ab 300 Franken buchbar.

Tragödie im «Love Bungalow»

Fast so viel Spektakel wie Frank Lloyd Wrights architektonisches Werk – acht Bauten gehören mittlerweile zum Unesco-Weltkulturerbe – bot auch sein Leben. Wright kam zwei Jahre nach dem Ende des amerikanischen Bürgerkriegs zur Welt und starb mitten im Space-Zeitalter. Neben seinem Hauptberuf war er Schriftsteller, Kunst-

Fast so viel Spektakel wie Frank Lloyd Wrights architektonisches Werk bot auch sein Leben.

händler und hatte sieben Kinder von zwei Frauen. Auszeichnungen für Wright waren im Vergleich zu anderen berühmten Baumeistern rar, weil er immer etwas abseits des Establishments stand. In den Krisenjahren nach dem Börsencrash von 1929 hatte er drei Jahre lang keinen einzigen Auftrag. Aus der Not heraus eröffnete er zusammen mit seiner dreissig Jahre jüngeren dritten Frau, Olgivanna, einer montenegrinischen Tänzerin, die erfolgreiche Lehrwerkstatt «Taliesin Fellowship». Diese war so etwas wie eine Kommune für Architekturstudenten, die nur schon in Verzückung gerieten, wenn sie sahen, wie ihr Guru «Mr. Wright» am Zeichnungstisch seines Ateliers ein- und ausatmete.

Das «Taliesin»-Haus, wo die Ausbildung stattfand, ist ein beinahe mystischer Ort mit

einer fürchterlichen Vergangenheit. Wright errichtete es 1911 für Martha Borthwick, seine Affäre und zweite Gattin, für die er Frau und Kinder verlassen hatte. 1914 brannte der «Love Bungalow», wie ihn die Presse nannte, nieder. Im Amok-Wahn hatte Wrights Butler Julian Carlton das Haus in Flammen gesetzt und mit einem Beil sieben Menschen getötet, darunter Borthwick und ihre beiden Kinder. Wright, der am Tag der Tragödie abwesend war, baute das Gebäude wieder komplett neu. Hier entwarf er später «Fallingwater» und das Guggenheim-Museum. Heute werden Touren durch das «Taliesin»-Haus in Wisconsin angeboten.

Beschrieben wird Wright als kontrovers, berüchtigt, unberechenbar – einer, der seine Feinde empörte und seine Freunde verwirrte. Architekturkritiker und Pulitzer-Preis-Träger Paul Goldberger sagt: «Er war ein Schwindler, ein begnadeter Verkäufer seiner selbst, der übertrieb und alle möglichen Details erfand; seinem Genie als Künstler tat dies aber keinen Abbruch.» Wer weiss, vielleicht hat der amtierende amerikanische Präsident Donald Trump heimlich bei Frank Lloyd Wright abgekuckt.

1957, als Neunzigjähriger, sagte Wright, wenn er noch fünfzehn Jahre leben würde, könnte er das ganze Land neu bauen und die Nation verändern. Ein Interviewer sprach ihn am Fernsehen auf diese Aussage an und fragte, ob er das ernst gemeint habe. Wright, quickfidel, mit einem Lächeln auf den Lippen, antwortete: «Ja, das sagte ich. Und es stimmt. Mit der Erfahrung, die ich mit meinen 769 entworfenen Gebäuden gesammelt habe, ist es ziemlich einfach für mich, so was aus dem

Ärmel zu schütteln. Es ist grossartig, was ich für dieses Land tun könnte. [...] Mir wird vorgeworfen, ich hätte gesagt, ich sei der grösste Architekt der Welt. Falls ich das gesagt habe, denke ich, dass das nicht sehr arrogant wäre.»

Nun, Wright kam nicht mehr dazu, Amerika neu zu bauen. Sechs Monate vor der Fertigstellung seines spiralförmigen New Yorker Guggenheim-Museums (Wright: «Daneben wird das Metropolitan-Museum ausschauen wie eine protestantische Scheune») starb der famose Architekt 91-jährig.

Sein Vermächtnis umfasst aber auch so eine beeindruckende Anzahl Bauten. Von seinen gut 450 tatsächlich erstellten Gebäuden stehen heute noch 380, rund 280 davon sind Wohnhäuser. In den letzten zwölf Monaten wurden gemäss dem amerikanischen Immobilienportal Realtor.com vierzehn wunderbare Wright-Häuser zum Verkauf angeboten – so viele wie schon lange nicht mehr. Diese Ballung ist entstanden, weil es zum Teil jahrelang dauert, bis ein Haus des Exzentrikers verkauft werden kann. Die Wohnhäuser – etwa die Hälfte steht unter Denkmalschutz – sind kompliziert und kostspielig im Unterhalt, was viele potenzielle Käufer abschreckt. Jetzt könnte es allerdings schnell gehen. Denn der Immobilienmarkt in den USA hat sich von den Folgen der Coronapandemie erholt, er boomt sogar: Im Juni seien so viele Häuser verkauft worden wie seit dreizehn Jahren nicht mehr, verkündete vor kurzem Franklin Templeton Investments, eine der grössten Asset-Management-Firmen der Welt.

Für einen echten Wright sollte man sich also beeilen.

Unwichtigtuer

Daran erkennen Sie, wie unwichtig Sie sind.



Mit der warmen Jahreszeit flattern die Event-Einladungen ins Haus. Und obwohl man sich die Gäste dort nicht ausgesucht hat, wird von einem erwartet, dass man rege an Gesprächen teilnimmt. Ob man ein beliebter, weil wichtiger Gesprächspartner ist oder man im gesellschaftlichen Umgang floppt, lässt sich sehr einfach anhand bestimmter Anzeichen feststellen. Es ist eben, wie's ist: Popularität ereignet sich nicht einfach, sie erfordert Gesprächsfertigkeiten und jede Menge Schleimerei.

Ein wichtiges Indiz dafür, dass einem die Gäste keine Bedeutung zugestehen und man in ihren Augen nur als Staffage dient, ist der Blickkontakt. Sehen einem die Gesprächspartner während des Smalltalks fortwährend über die linke und rechte Schulter, um die Umgebung nach wichtigeren Menschen abzuscannen, steht man auf der VIP-Liste weit unten. Neulich ist mir das auf einem Zürcher Fest passiert, und glauben Sie mir, da schmilzt der Stolz dahin wie das Eis im Gin Tonic.

Ein weiterer Anhaltspunkt für gesellschaftliche Irrelevanz ist der Ladenhüter-Effekt: Das Smalltalk-Grüppchen scheint sich – trotz dreimaligem Standortwechsel – immer dort zu lichten, wo man gerade steht, bis man jedes Mal wie schlechte Ware als Letzter übrigbleibt. Oder der «Drink-Rückzug»: Er beschreibt die Situation, wenn Gesprächspartner immerzu das Ende seines Satzes abwarten, um dann hastig zu informieren: «Also, ich geh dann mal mein Glas auffüllen» – obwohl ihr Weinglas dreiviertel voll ist.

Natürlich würde das niemand zugeben, aber auf jedem Event stellt man sich grundsätzlich die Frage: «Wer bringt mir hier etwas?» Network-technisches Bauchpinseln und Auswechseln seiner Gesprächspartner in Anbetracht ihres VIP-Status ist nicht nur eine Kunst, sondern auch eine Motivation, weil sie im Ringen

um Popularität Erfolg verspricht, sonst könnte man ja gleich zu Hause bleiben. All das ist jedoch kein Trost für die weniger Wichtigen unter uns. Und auch wenn man sich bei einigen rächen könnte, indem man etwa Steven mit dem Scanner-Blick beharrlich Stefan nennt, ändert es letztlich nichts. (Aber mal ehrlich, für Eltern, die Dieter und Doris heissen, gibt's ja auch gar keinen Grund, den Sohn Steven zu nennen.)

Was läuft also schief? Laut fachmännischer Beurteilung hat man es möglicherweise mit den Emotionen übertrieben. Das erkennt man daran, dass die Gesprächspartner hingebungsvoll den Inhalt ihres Weinglases studieren, während man als Einzige innig lacht – über den eigenen Witz, nachdem man extra noch die Erklärung hinterhergereicht hat.

Oder man nimmt an, seine Geschichte sei spannender als alle anderen. Dann ist einem wahrscheinlich die «Zwei-Ohren-ein-Mund-Methode» nicht bekannt, zu der einem geraten wird: auf Events doppelt so viel zuzuhören als zu sprechen. Um möglichst viele Informationen über sich selbst an sein Smalltalk-Grüppchen weiterzugeben, hat man also seine Familiengeschichte von 1972 bis 2020 aufgerollt. Auf solch grosszügigen Umgang mit Worten reagieren Partygäste aber so säuerlich wie auf abgestandenen Wein. Apropos Wein: Die meisten Leute haben ja keine Ahnung, wie heimtückisch das Getränk sein kann, aber von Atem zu Nase ist es nur ein winziger Schritt, und je nach Hauch fühlt es sich an wie ein Logenplatz am Güllefass.

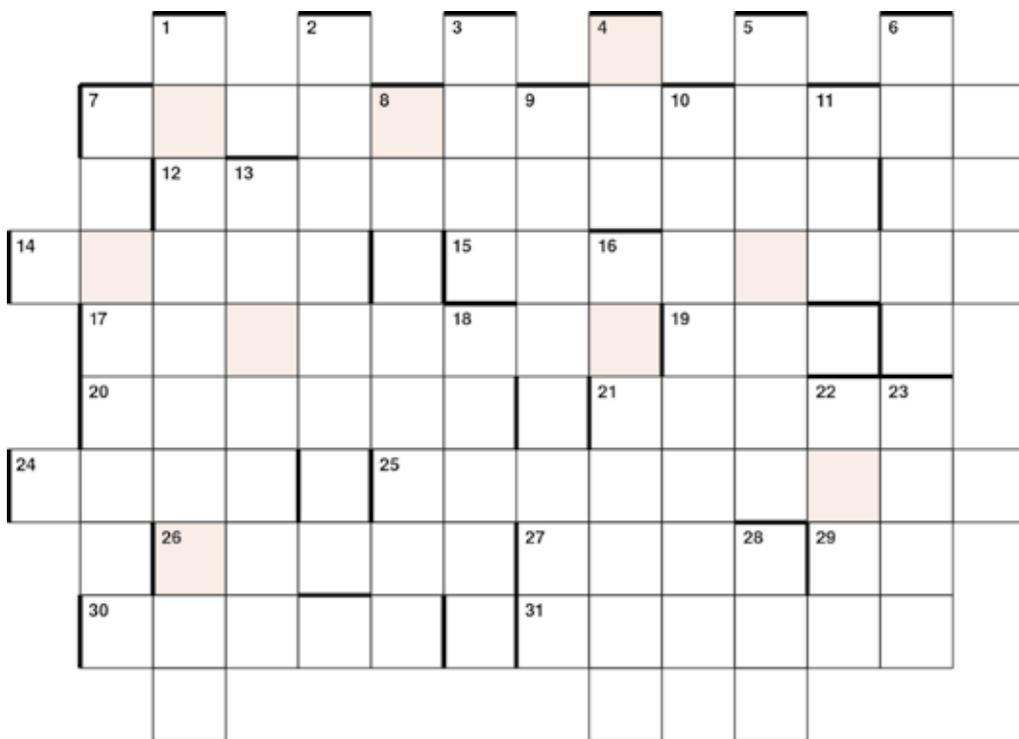
Vielleicht ist ja auch der Gesprächspartner beleidigt, weil ihm unser peinliches Namen-Blackout nicht entgangen ist. Hirnforscher behaupten zwar, dass wir uns viel besser an Namen als an Gesichter erinnern können, jede einzelne Feier beweist aber das exakte Gegenteil. Für

den Fall, dass das Gesicht bekannt ist, der Verstand jedoch die Verbindung zu einem Namen verweigert, gibt's aber einen einfachen Trick: «Hallo, Tamara, wie geht es dir?» – «Und dir, mein Lieber, Corona gut überstanden?» Das «mein Lieber» scheint auf den ersten Blick unanständig intim. Aber auf Sommerpartys, wo der Alkohol fliesst, ist es vertretbar, vor allem aber bringt es die Gegenseite in Bedrängnis, die sich nun ihrerseits nicht mehr an den Grund des herzlichen Kontakts erinnern kann.

Was ist zu tun? Den grössten Erniedrigungen kann man aus dem Weg gehen, indem man sich als Gesprächspartner interessanter erscheinen lässt. So kann man sich im Vorfeld des Events drei willkürliche Zitate wichtiger Zeitgenossen (tot oder lebendig) einprägen, um dann im entscheidenden Moment mit dem beiläufigen Fallenlassen des Bonmots seinen Intellekt vorzuführen. (Ich nahm dafür einst Nietzsche in Anspruch; zum Problem wurde allerdings, dass das Gegenüber die Materie dann mit Hingabe vertiefte.) Nun kann man einwenden, es sei verlogen, Geistreichtum vorzutäuschen, wo keiner ist. Ja, aber wir alle haben wenig Bedarf an vielschichtigem Desinteresse, und gelegentliches Vorgaukeln erweist sich für die Eitelkeit effektiver, als jedem Raum-Scanner zu erklären, was für ein ekelhafter Schleimer er ist.

Zu guter Letzt: Es lohnt sich, nicht jede Demütigung persönlich zu nehmen. Mir wurde einmal auf einer Dinner-Party ein Platz an der Seite eines sehr wichtigen Herrn zugeteilt. Während des Fünf-Gang-Menüs gab ich mir alle erdenkliche Mühe, ihn in ein kluges Gespräch zu verwickeln, er wurde jedoch zusehends schläfriger. Erst später realisierte ich zu meiner grossen Erleichterung, dass er völlig bekifft war.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli



Lösungswort — Besser bekannt als Fahrer

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 7 Ein winziger Schritt für einen Physiker, ein riesiger für die Menschheit. 12 Derart beeindruckend, dass gleich ein Reifenwechsel fällig ist. 14 Eine Ausführung in englischer Ausführung, zu sexy für Milan, New York und Japan. 15 Abenteuerliche Flucht nach vorne oder frivoler Sprung zur Seite. 17 Das fernerhin wörtlich verwinkelte Ding macht «ding!». 19 Davor darüber, darauf und daneben. 20 Zwei von zwölf passen hinein, nur einer kann es sein; aber welcher, das bleibt vorerst noch geheim. 21 Dieser Ex-Terrorist und Ex-Extremist sieht nämlich einem Ex-POTUS zum Verwechseln ähnlich. 24 Nicht die hier, die dort. 25 Gotisches Fort? Zweitgrösster tätort. 26 Ein nurmehr darauf fokussierter Dick hat den Wald nicht mehr im Blick. 27 Zwar passt auch hier genau ein Paar, doch kommt wie bei 20 Waagrecht – nun ebenfalls klar – der Gesuchte stets früher im Jahr. 29 Ein Ort zwischen hier und dort. 30 Beim Singen die hohe der tiefen Stimmen. 31 Faulteil, ähm, Fauteuil.

Senkrecht — 1 Gibt's in Descartes' ebenem Koordinatensystem oben und unten links und rechts zu sehen. 2 Paradigmenwechselkeimling, für Frömmeler ein Unding. 3 Brotbäcker- und Bierbrauergehilfin. 4 Steht im Amiland im Blättergewand oder liegt ebendort als Brandrückstand. 5 Auf diesem Wege geht man vom OG ins EG. 6 Was Nachsichtige Einsichtigen gegenüber gerne zeigen. 7 Die Antwort auf die Frage «Wievielmals kommt der Divisor im Dividenden vor?». 8 Kein aufbrühender Säuger aus der Ordnung der Rodentia, sondern ein aufblühender aus der der Primaten. 9 Zwei Adjektive, die dieses oder diesen charakterisieren, lassen sich aus vor, klug, alt und laut formieren. 10 Jetzt ist förmlich die richtige Zeit für die «Ich habe keine»-Zeit. 11 Etwa eine signora oder señora, aber keine bestimmte. 13 Unterextrem knöchern oder knochig. 16 Blockiert, traditionell mit Herzloch, den Eingang zum Ausgaberaum. 18 Geräumig genug für einen mehr als ein Dutzend Dutzende. 22 «Jener seltsame Vorgang, bei dem allen plötzlich etwas gefällt, was ihnen gestern noch nicht gefallen hat und morgen nicht mehr gefallen wird.» – Margot Hielscher 23 Aromatisch-ali-phatisches Ottokraftsaftunternehmen. 28 Versucht, Kunden in sein Netz zu locken.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätsel-factory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 680



Waagrecht — 6 PUSTEKUCHEN 11 (Ver) HASPE(lt) 12 WEIDMANN 14 MUNDART 15 OEKO(logisch) 16 SAEBELRASSELN 18 ALRAUNE: Hat eine der menschlichen Gestalt ähnliche Wurzel und gilt als Zauberpflanze. 19 SIDO: deutscher Rapper 20 GENAU 22 UNWISSEN(heit) schützt vor Strafe nicht. 26 FINAL 27 SPIEGEL 30 ELSAESSER 31 AKKU

Senkrecht — 1 AUSMALEN 2 FEHDE 3 DUERRE 4 NEMESIS: griech. Göttin der ausgleichenden Gerechtigkeit 5 MANOLO: Diminutiv von Manuel (Noriega) 6 PASSAGIER 7 SPUERNASE 8 TEN (engl. zehn) = one + two + three + four 9 CITAR: span. zitieren 10 NAKED: umgedreht «Dekan» und engl. nackt 12 WALNUSS 13 DOSSIER 17 BAAL 21 UFER 23 WIE 24 SEK(unde) 25 (Mitt)ELK(lassehotel): engl. Elch 28 PST(!): Pacific Standard Time 29 GAG

Lösungswort — **AUSPUFF**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Ein modernes Medizin- und Gesundheitskonzept, schulmedizinisches Fachwissen, neuste Ausrüstung und die innovative Waldhotel Colour Cuisine, eine monochromatische Ernährungsmethode, fördern Gesundheit und Wohlbefinden. Das Hotel ist eingebettet in eine warme, nach Süden ausgerichtete alpine und waldreiche Umgebung.



WALDHOTEL
HEALTH & MEDICAL EXCELLENCE
LAKE LUCERNE

Waldhotel Health & Medical Excellence LEADING YOU TO BETTER HEALTH



EXECUTIVE PRO

Während des Executive PRO-Programms werden umfangreiche medizinische Untersuchungen durchgeführt, einschliesslich Laboranalysen. Unser Programm definiert die klinische Behandlung neu durch die Konzentration auf integrierte und individualisierte Methoden und medizinische Therapien, um Ihnen dabei zu helfen gesünder zu leben und Ihr Wohlbefinden zu steigern.



IMMUNITY BOOST PRO

Schlaf & Ruhe, gesunde Ernährung, Entspannung & Meditation, umfangreiche Aktivitäten im Freien, gesunde Hydratation mit Reduzierung von Koffein und Alkohol, bei gleichzeitiger Optimierung der Einnahme von Vitamin C und D sind nur einige der Mittel, die Sie auf Ihrer Entdeckungsreise zu einem gesünderen Selbst mit unseren Experten kennenlernen.